

Lehre und Wehre.

Jahrgang 36.

Juni 1890.

No. 6.

Zur fernereren Abrechnung.

Als wir vor nun zwei Monaten in dieser Zeitschrift und später im „Lutheraner“ den Nachweis lieferten, daß man in „Herold und Zeitschrift“ bei dem Versuch einer Apologie des General Council mit Unwahrheiten der schlimmsten Art zu Werke gehe, trauten wir dem Herausgeber des letztgenannten Blattes noch so viel Geradheit und Gewissenhaftigkeit zu, daß er von solchem Vorhalt Notiz nehmen und die Leute, welche in seinem Blatte solch böse Dinge verübt hatten, veranlassen würde, der Wahrheit die Ehre zu geben, ehe er ihnen weiter das Wort gestattete. Aber nichts der Art ist geschehen. Der Mann, der sich nicht schämt, unter der Ueberschrift: „Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten“, über einfache Schreib- und Druckfehler, die keinem Menschen auf Erden etwas geschadet haben, ein großes Wesen zu machen, der aber, wo es sich um die Hauptsachen handelt, sich wiederholter Unwahrheit schuldig macht, darf ruhig weiter sündigen, und „Herold und Zeitschrift“ berichtet nebenher von nah und fern gar mancherlei, darunter manches, das keinem Menschen auf Erden etwas nützt; aber über eins schweigt man wie das Grab, nämlich darüber, daß die Missouriier die historische Richtigkeit gewisser Angaben, die als Beweismittel für die Beschuldigung des „falschen Zeugnisses“ gegen das missourische „Machwerk“ benutzt waren, in Abrede gestellt haben, läßt vielmehr seine Leser, die unsere Blätter nicht haben, von Woche zu Woche unter dem Eindruck, als säßen wir allesamt, die wir von seinem Geißelschwinger einmal über das andere abgestraft würden, in den Zwischenzeiten still vor uns hin wimmernd auf unserer Strafbank und rieben uns die Striemen. Daß solch sein Verhalten nicht das eines Liebhabers der Wahrheit ist, wird dem Herausgeber von „Herold und Zeitschrift“ sein eigenes Gewissen sagen können, wenn er es zu Wort kommen läßt, und wir unsrerseits hätten Zug und Recht, bis er seine Taktik ändert, jedes weitere Eingehen auf die Auslassungen seines Mitwirkers, der selbstverständlichermaßen

um kein Haar besser ist, zu verweigern. Daß wir das nicht thun, daß wir vielmehr doch wieder zur Antikritik schreiten, geschieht einmal deshalb, weil wir auch den Schein meiden wollen, als suchten wir aus der Unredlichkeit unserer Gegner einen Vorwand zu machen für unser Schweigen, wo wir nichts Rechtes zu sagen wüßten; sodann aber und vornehmlich deshalb, weil uns diese Erörterung Gelegenheit bietet, gewisse Grundsätze kirchlicher Praxis wieder einmal ins Licht zu stellen, die wir selber nicht vergessen, bei uns selber nicht außer Übung kommen lassen wollen, und deren Anerkennung wir auch von andern fordern müssen, ehe wir kirchlich mit ihnen arbeiten können.

Daß wir zur Sache eilen, so ist ein solcher Grundsatz der, daß eine kirchliche Körperschaft verantwortlich zu halten ist für die öffentlichen Lehrkundgebungen, welche in ihrer Mitte laut werden. St. Johannes schreibt: „So jemand zu euch kommt und bringet diese Lehre nicht, den nehmet nicht zu Hause, und grüßet ihn auch nicht. Denn wer ihn grüßet, der macht sich theilhaftig seiner bösen Werke.“ 2 Joh. 10. 11. Hier haben wir eine Warnung vor Gemeinschaft, brüderlicher Gemeinschaft, mit Irrlehrern. Wer einen, der eine andere Lehre als die Lehre Christi und seiner Apostel führt, als einen Bruder aufnimmt, durch brüderliche Begrüßung als einen Bruder anerkennt, der macht sich seiner Sünde theilhaftig. Eben das schärft Paulus dem Timotheus ein, wenn er 1 Tim. 5, 22. mahnt, in Absicht auf die Handauslegung, die öffentliche kirchliche Anerkennung Vorsicht und Behutsamkeit zu üben, und dabei zu bedenken giebt, daß man sich hüten solle vor Theilhaberschaft an fremder Sünde, so sehr man darauf bedacht sein soll, sich selber rein und lauter zu halten. So gewiß eine Gemeinde, die in ihrer Mitte öffentliche Sünden duldet, ungestraft hingehen läßt, damit solcher Sünden sich theilhaftig macht, so gewiß wird eine größere kirchliche Körperschaft mit-schuldig an öffentlichen Sünden, zunächst einmal Versündigungen durch öffentliche falsche Lehre, die in ihrer Mitte begangen und nicht gerügt, nicht abgethan werden. Das Wort des Herrn: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten“, gilt sicherlich auch den Synoden und Synodalcomplexen, und somit ist es auch Pflicht der Synoden und Synodalcomplexe, in ihrer Mitte Lehrwache und Lehrzucht zu üben. Dieser Pflicht ist denn auch unsere Synode, sind auch unsere mit uns verbundenen Schwester-synoden sich bewußt; dieser Pflicht entsprechend wird auch in diesen Synoden und in der Synodalconferenz Lehrwache und Lehrzucht geübt. So ist es recht und dem Worte Gottes gemäß.

An diesem Stücke schriftgemäßer Praxis hat es aber das Council leider bisher fehlen lassen. Von öffentlichen Lehrern in ihrer Mitte sind verkehrte Lehren öffentlich geführt worden. Sie sind öffentlich auf solche Verkehrtheiten aufmerksam gemacht worden. Die verkehrten Lehren sind aber nicht, wie sich's gehört hätte, öffentlich abgethan worden, und die Leute,

welche sie vorgetragen haben, sind heute noch angesehene Lehrer im Council. Und darum geschieht dem Council nur sein Recht, wenn ihm vorgehalten wird, daß es verkehrte, falsche, gefährliche Lehre in seiner Mitte dulde, und geschieht dem Council kein Unrecht, wenn es für die öffentlich bestehenden Irrthümer in der Lehre, die seinen Gliedern öffentlich nachgewiesen worden sind, auch verantwortlich gehalten wird; so redet auch derjenige nicht falsches Zeugniß wider das Council, der ihm wegen solcher Duldung verkehrter Lehre öffentlich Vorhalt thut, und wir gedenken deshalb auch mit solchem Vorhalt fortzufahren und für solche, welche solchen Vorhalt thun, öffentlich einzutreten, mag man uns deshalb auch hundertmal mit unverständigem oder frevelhaftem Mißbrauch des lieben achten Gebots zurufen: „Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten.“

Hingegen hieße es allerdings dem Council Unrecht thun und sich wider das achte Gebot versündigen, wenn man das Council verantwortlich halten wollte für Dinge, welche seine Glieder nicht geredet oder geschrieben hätten, die man ihnen vielmehr angedichtet hätte; und solcher Ungerechtigkeit will der Kritiker in „Herold und Zeitschrift“ diejenigen zeihen, welche für das Große'sche Büchlein „Unterscheidungslehren“ zc. verantwortlich oder mitverantwortlich sind. Daß er bei diesem Versuch selber zum Schandfleck für das Council wird, mit Lügen und Fälschung der Darstellungsquellen umgeht, haben wir schon an einigen Punkten nachgewiesen, und wir wollen jetzt unserm Kritiker auf seinen Schlichen noch weiter folgen.

Eine ungerechte, unwahre Beschuldigung soll nämlich ferner die sein, daß Dr. Seiß falsche Lehre vom heiligen Abendmahl geführt habe. Nun ist dieser Vorwurf von Missouri'scher Seite Herrn Dr. Seiß nicht im Kalenderjahre 1889 zum erstenmale, sondern schon vor Jahren wiederholt gemacht worden, und damals hat niemand die Unverschämtheit gehabt, zu behaupten, was Dr. Seiß gesagt habe, sei gut lutherisch geredet. Schon damals handelte es sich um verschiedene Sätze aus Dr. Seiß' Feder. Einen Satz, der schon damals Anstoß erregte, enthielt in seiner Evangelienpostille, S. 481, die Stelle: „And herein is the great love of Christ manifest toward his own, that, on the very eve of his great passion, he appointed and left to them and us this perpetual legacy and memorial of his affection, in which he continually administers to all believing celebrants of this holy sacrament the very manna and bread of heaven, and incorporates his living self with us as our salvation and our eternal life.“ „Warum“, so fragte man sich, „sagt der Verfasser hier, to all believing celebrants?“ Zwüngli sagt, Fidei Ratio, de eucharistia: „Credo quod in sacra Eucharistia, hoc est gratiarumactionis coena, verum Christi corpus adsit fidei contemplatione.“ Im ersten Basler Bekenntniß heißt es: „Darum so bekennen wir, daß Christus in seinem heiligen Nachtmahl allen denen, die da wahrhaftiglich glauben, gegenwärtig sei.“ In der Helvetica prior steht: „Vom heiligen Nachtmahl halten wir

also, daß der Herr im heiligen Abendmahl sein Leib und Blut, das ist, sich selbst den Seinen wahrlich anbietet“, und daß „von dem Herrn selbst durch den Dienst der Kirchen die wahre Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi den Gläubigen vorgetragen und angeboten werde“. Im Heidelberger Katechismus wird gefragt: „Wo hat Christus verheißten, daß er die Gläubigen so gewiß also mit seinem Leib und Blut speise und tränke, als sie von diesem gebrochenen Brot essen und von diesem Kelch trinken?“ Im ersten schottischen Glaubensbekenntniß heißt es: „So glauben wir fest, daß das Brot, das wir brechen, die Gemeinschaft seines Leibes und der Kelch, den wir segnen, die Gemeinschaft seines Blutes ist; so bekennen und glauben wir, daß die Gläubigen beim rechten Gebrauche des Mahles des Herrn Jesu Christi Leib essen und Blut trinken, daß sie in jenem und jene in ihm bleiben.“ Und in der Tetrapolitana liest man: „Daher verkündigen die Unseren mit besonderem Eifer die Güte Christi gegen die Seinen, nach welcher er nicht weniger heute als bei jenem letzten Abendmahl allen, die sich von Herzen zu seinen Schülern bekennen, seinen wahren Leib und sein wahres Blut wirklich zu essen und zu trinken, zur Speise und zum Tranke für die Seelen, wodurch sie zum ewigen Leben genährt werden, im Sacramente gnadenvoll dargereicht, so, daß er in ihnen und sie in ihm leben und bleiben.“ Da hören wir lauter reformirte Bekenntnisse, und wir könnten noch mehr hören, und immer wieder diese Geflossenheit, durch Setzung der Bestimmung „gläubigen“ oder eines Aequivalents die Genießung des Leibes und Blutes Christi auf die believing celebrants zu beschränken. Und wie merkwürdig ähnlich ist die ganze Stelle aus dem Bekenntniß der vier Städte der Stelle aus der Seiß'schen Postille! Allerdings reden jene auch sonst so vom heiligen Abendmahl, daß man deutlich sieht und erkennt, warum sie die Einschränkung auf die Gläubigen setzen. Aber die angeführte Stelle ist eben auch nicht das Einzige, was Dr. Seiß vom heiligen Abendmahl geschrieben hat. Eine Dame hatte ihn gebeten, ihr in wenigen einfachen Worten zu sagen, was die lutherische Lehre vom heiligen Abendmahl sei. In der Antwort erklärte er: „Two things, however, go to make up a sacrament, an earthly element and a heavenly grace which the earthly element is made the means or vehicle of presenting and conveying. As Paul said of the ministry committed unto men, so here, ‘We have this treasure in earthen vessels’“. There are the earthen vessels; and there is a *spiritual and heavenly treasure*, by Christ's arrangement, in those earthen vessels. . . The bread and wine are the earthen vessels, and Christ Himself, whose body was broken and blood shed for our salvation, is the heavenly treasure, which He presents to us by means of the bread and wine used according to His command and appointment . . . so the bread and wine are not the body and blood of Christ, but given and received by Christ's order and arrangement, the body

and blood of Christ, *as the meat and drink of the soul*, are imparted and sealed to the *worthy* communicant.“¹⁾ Ueberhaupt ist in der ganzen Darlegung der angeblich lutherischen Abendmahlslehre nichts, das nicht mancher Calvinist ruhig unterschreiben würde. Christus ist ihm im heiligen Abendmahl ein geistliches, himmlisches Gut, das als Speise und Trank der Seele der würdige Communicant genießt; das sagen die Calvinisten auch. Ja, schon zwei Jahre, ehe er dies schrieb, hatte Seiß die Lehre, daß auch die Ungläubigen Christi Leib und Blut im Abendmahl genießen, hoch daher unter die „menschlichen Meinungen oder Einbildungen“, *human opinions or conceits*, decretirt und sich nicht entblödet zu sagen: „But when . . . men make it an article of faith that the dissembling unbeliever gets the true body and blood of Christ at the Lord's table in like manner as the true believer, and insists on excommunicating every one who will not so confess; we say they are arrogant, because they set up terms of communion which Christ has not required.“ Das ist doch wohl deutlich genug geredet und ist, mag es sonst sein, was es wolle, doch jedenfalls nicht eine lutherische Weise, vom heiligen Abendmahl zu reden. Und so hat Dr. Seiß geredet um die Zeit, da seine Postille erschien. Und wenn nun jemand findet, Dr. Seiß habe falsch vom heiligen Abendmahl gelehrt, und das öffentlich ausspricht, wie Dr. Seiß seine Aeußerungen auch öffentlich gethan hat, dann geberdet man sich in „Herold und Zeitschrift“, als wäre ein schreiendes Unrecht geschehen, als hätte man Dr. Seiß eine Lehre angedichtet, die ihm nie eingefallen wäre, beruft sich darauf, daß jene Predigt über das Evangelium am Gründonnerstag gehalten sei, als ob man da vom heiligen Abendmahl anders reden dürfte als bei einer andern Gelegenheit, behauptet frech, die Predigt handle gar nicht vom heiligen Abendmahl, während sie doch auf mehr als vier Seiten davon handelt, citirt zum Beweis, daß Dr. Seiß recht lehre, eine Stelle aus einer andern Predigt, worin aber leider gerade der Punkt, um den es sich handelt, umgangen wird, mit keinem Wort gesagt ist, daß auch die Ungläubigen Christi Leib und Blut mit dem Munde genießen, deren Anführung also weiter gar nichts beweist, als daß unser Gegner es selber mit der Lehre nicht genau nimmt, während er über das, was er uns beimißt, entsetzt ausruft: „Ist das nicht schrecklich?!“ Auf seine Frage aber: „Was soll man dazu sagen?“ möchten wir ihm antworten: Wer nichts Besseres zu sagen weiß, der sollte lieber gar nichts sagen. — Wir aber möchten unsererseits fragen: Warum hat sich denn Dr. Seiß nicht wenigstens jezt anläßlich der Beanstandung seiner Abendmahlslehre gemeldet, wie er sich doch über seinen Chiliasmus hat vernehmen lassen?

Auch über diesen Punkt hat nämlich unser ungrädiger Richter mehreres zu sagen. Past. Große hat als weiteren Beleg dafür, daß das Council in

1) Die Unterstreichungen sind von uns.

seiner Mitte falsche Lehre dulde, des Dr. Seiß Chiliasmus angeführt. Daß Seiß Chiliafist sei, weiß man diesseits und jenseits des Oceans schon lange auswendig, und dafür, daß man das wissen kann, hat niemand mehr gesorgt als Dr. Seiß selbst durch seine Bücher. Sein Werk *The Last Times and the Great Consummation* hat er, wie er selber sagt, „in seiner revirten Gestalt gleichzeitig vor das lesende Publicum von England, Canada und den Vereinigten Staaten“ gebracht, und der Chiliasmus, welchen er da vorträgt, ist keineswegs von der zahmsten Art. Zu den Leuten, die das Buch trotz seiner verschiedenen Auflagen und der gleichzeitigen Heimsuchung des lesenden Publicums von England, Canada und den Vereinigten Staaten noch nicht besitzen, gehört freilich leider unser Kritiker. Anstatt jedoch sich dasselbe kommen zu lassen, zu kaufen oder zu borgen, und endlich einmal zuzusehen, was denn sein Dr. Seiß wohl möge über die letzten Dinge geschrieben haben, nachdem zu seinem Befremden selbst in Luthardts „Kirchenzeitung“ zu lesen stand: „Seiß ist erklärter Chiliafist“, läßt er als echter Councilmann das zunächst einmal auf sich beruhen; und anstatt wenigstens in diesem Punkt einmal zu schweigen, bis er sich besser informiert hat, sudelt er wieder frisch voran. Zunächst ertheilt er in usum Delphini einen Unterricht über den Chiliasmus. Dabei beruft er sich auch auf das „treffliche, gesund-lutherische Handlexicon von Meusel“ und stellt sich damit das jedenfalls authentische Zeugniß aus, daß er entweder nicht weiß, was gesund-lutherisch ist, oder das Meusel'sche Lexicon nicht gehörig kennt, oder daß es ihm an beidem fehlt. Ersteres steht uns nämlich auch ohne dies neue Zeugniß fest, und Letzteres darf man aus der entsetzlichen Oberflächlichkeit vermuthen, die er sonst an den Tag legt. Eine Stelle aus Seiß' „neuestem Werk“, die er als Paradepferd vorreitet und von der er sagt: „In so starken Ausdrücken hat selbst ein Doctor Walther diesen modernen Chiliasmus in seinen Postillen nicht verworfen“, soll zeigen, „welcher Art der Chiliasmus des Hrn. Doktor Seiß sei“, und daß sie nach unseres Widersachers Meinung das zeigen soll, sieht ganz darnach aus, als seien seine eschatologischen Studien sehr neuen Datums, etwa in Meusels Lexicon angestellt; denn man sollte meinen, er müßte sonst wissen, daß aus der Abweisung einer einzelnen Art des Chiliasmus, eines Evolutionschiliasmus, kein Mensch sehen kann, „welcher Art der Chiliasmus des Hrn. Doktor Seiß sei“, sondern höchstens, welcher Art er nicht sei, daß aber dabei derselbe Herr Doktor Seiß einem Chiliasmus der wildesten Art ergeben sein und die tollsten Geschichten vortragen könnte. Unser Spaltenfüller ahnt wahrscheinlich gar nicht, wie kümmerlich sich das ausnimmt, wenn er schreibt: „So weit Dr. Seiß über die chiliafistischen Träumereien, wie sie seit hundert Jahren im Schwange gehen“ u. s. w.; sonst hätte er nicht so geschrieben. Wir wollen's deshalb einmal bis auf weiteres dabei lassen, daß Dr. Seiß ein Chiliafist ist und sein selbsterwählter Apologet vom Chiliasmus möglichst wenig sagen und schreiben sollte, und daß das Council seinen Dr. Seiß mit seinem Chiliasmus bislang hat ruhig

gewähren lassen, und daß das „falsche Lehre dulden“ heißt. Wenn aber unser Widerpart schreibt: „Wir erlauben uns die ganz bescheidene Frage: Würde Missouri ebenso lieblos über Dr. Seiß den Stab brechen, wenn er etwa Mitglied der englischen Conferenz der Missouri-Synode wäre? Würde er dann nicht vielmehr als ein von Gott begnadeter Redner, als ein furchtloser und gewaltiger Zeuge und dergleichen gerühmt werden, dessen vermeintliche Schwächen es Christenpflicht sei zu tragen?“ so haben wir auf diese Frage nur die Antwort: „Pfui!“

Was soll endlich die Albernheit, daß uns unser Kritiker die Sätze von Pittsburg über den Chiliasmus vordeclamirt? Es handelt sich ja zwischen uns jetzt gar nicht darum, was das Council gesagt, geschrieben, gedruckt hat, sondern darum, was des Councils Praxis ist, was es in seiner Mitte ungestraft geschehen läßt, duldet, trotz aller gegentheiligen Erklärungen duldet, trotz darob geschehenen öffentlichen Vorhalts duldet!

Daß auch, was unser Kritiker als aus Dr. Seiß' Feder in Betreff der früheren Aeußerungen desselben über Louis Napoleon mittheilt, nicht wahr ist, daß Dr. Seiß früher mehr gesagt hat, als er jetzt diesen angeblichen Mittheilungen nach gesagt haben will, haben wir schon im „Lutheraner“ nachgewiesen, wollen uns deshalb nicht noch einmal dabei aufhalten, bemerken nur noch, daß ein Mann, der nicht weiß, was er selber geschrieben hat, kein Recht hat, andern Leuten, die in diesem Stück besser wissen, was er geschrieben hat, als er und sein Apologet zusammen, die „Fähigkeit“ abzusprechen, „den wahren Kern seiner Ansichten und seines Glaubens zu fassen“, oder als Alternative ihr Ehrlichkeitsgefühl in Frage zu stellen. Rücken wir also wieder weiter zum nächsten Stück.

Unser Kritiker fährt nämlich fort: „An diese erste Beschuldigung, Duldung falscher Lehre, reiht Pastor Große die zweite: ‚Das General-Concil duldet Kanzelgemeinschaft mit den Sektenkirchen.‘ Die Specification oder Begründung lautet:

‚Kanzelgemeinschaft mit den Sektenkirchen nennt man das, wenn lutherische Prediger ihre Kanzeln zeitweilig mit Sektenpredigern austauschen. Auf den Kanzeln solcher Gemeinden, welche zum General-Concil gehören, dürfen gelegentlich z. B. Reformirte, Presbyterianer und Andere predigen.

‚Im November 1870 erklärte das General Concil zu Lancaster, Ohio, nach seinem Synodalbericht, S. 37, daß es über die einzelnen Fälle, wann Sektenprediger auf lutherischen Kanzeln predigen, gar nicht richten wolle, sondern das überlasse es dem einzelnen Pastor und seiner Gemeinde. Daher denn auch sogar der damalige Präses der Pennsylvania-Synode am 25. Sonntag nach Trinitatis 1876 in seiner Dreieinigkeitskirche zu Lancaster, Ohio, einen reformirten Pastor predigen ließ. Die reformirte Synode war zu der Zeit dort versammelt. Und so predigten noch in zwei anderen Kirchen des General-Concil reformirte Pastoren. Zu Weihnachten

1868 forderte Dr. Krotel den holländisch reformirten Dr. Thomsen auf, in demselben lutherischen Gottesdienste mit ihm zu amtiren. So oft seither das General-Concil aufgefördert worden ist, solche Praxis rückhaltlos zu verwerfen, hat es entweder gar keinen, oder einen ungenügenden Bescheid gegeben. — Soweit die Anklage.“

Nun folgt ja wohl die Vertheidigung. Hören wir. Zuerst kommt die alte bekannte Geschichte vom missourischen Prokrustesbett und darauf folgendes Geständniß: „Was würde aus unsern englischen und pennsylvanisch-deutschen Gemeinden werden, wenn sie auf dieses missourische Prokrustesbett gespannt würden? Entweder würden sie ihres Standpunktes beraubt, müßten ihnen die Füße abgehakt werden; oder würden sie derart gestreckt, daß sie hinsichtlich ihrer Glieder gar zerrissen würden!“

Bleiben wir einmal hier stehen. Befinnen wir uns, was der Councilite meint, wenn er von dem „missourischen Prokrustesbett“ redet. Es sind die Forderungen, die wir stellen, an uns und andere stellen in Absicht auf Lehre und Praxis. Und die stellen wir nicht nach unserer Willkür, sondern weil Gottes Wort sie stellt. „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger“, spricht unser Herr und Meister, und wiederum: „Ihr seid meine Freunde, so ihr thut, was ich euch gebiete“; und wiederum: „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.“ Dies und nichts anderes ist das „missourische Prokrustesbett“. Wir sagen einerseits mit der Augustana: „Dieses ist genug zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirchen, daß da einträchtiglich nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt und die Sacramente dem göttlichen Worte gemäß gereicht werden.“ Und wir sagen wiederum mit der Concordienformel: „Aus welcher unserer Erklärung Freund und Feind, und also männiglich, klar abzunehmen, daß wir nicht bedacht, um zeitliches Friedens, Ruh und Einigkeit willen, etwas der ewigen, unwandelbaren Wahrheit Gottes (wie auch solches zu thun in unserer Macht nicht stehet) zu begeben, welcher Fried und Einigkeit, da sie wider die Wahrheit und zu Unterdrückung derselben gemeinet, auch keinen Bestand haben würde; noch viel weniger gesinnet, Verfälschung der reinen Lehre und öffentliche verdamnte Irrthümer zu schmücken und zu decken. Sondern zu solcher Einigkeit herzlichen Lust und Liebe tragen, und dieselbe unsers Theils nach unserem äußersten Vermögen zu befördern von Herzen geneigt und begierig, durch welche Gott seine Ehre unverletzt, der göttlichen Wahrheit des heiligen Evangelii nichts begeben, dem wenigsten Irrthum nichts eingeräumt.“ Und dem gemäß handeln wir; und weil wir erkennen, daß durch Kanzelgemeinschaft mit Irrgläubigen Irrthümer geschmückt werden, Gottes Ehre verletzt, der göttlichen Wahrheit etwas begeben, dem Irrthum etwas eingeräumt wird, so verwerfen wir solche kirchliche Gemeinschaft, üben sie nicht, dulden sie auch nicht in unserer Mitte.

Anders steht es im Council. „Was würde aus unseren englischen und

pennsylvanisch=deutschen Gemeinden werden, wenn sie auf dieses missourische Prokrustesbett gespannt würden?“ fragt unser Kritiker, und er könnte noch weiter fragen: „Was würde aus den Predigern dieser Gemeinden werden?“ Denen würde es nach dem, was er selber weiter unten berichtet, schlimm ergehen. „Die Verhältnisse“, schreibt er, „hatten und haben noch Mischehen von Lutheranern und Reformirten im Gefolge. Stirbt in einem solchen Haus ein Glied der Familie, so werden die Prediger beider Theile öfters eingeladen eine Leichenrede zu halten. Wehe dem Prediger, welcher auf Grund der Galesburg=Regel ablehnen wollte!“ Von den englischen Gemeinden überhaupt bekennt er: „Die Galesburg=Regel ist ihnen darum sonderlich im Wege, weil sie glauben, die lutherische Kirche, und namentlich die englischen Gemeinden würden nur darunter zu leiden haben.“

Damit hat unser Council-Anwalt für seinen Clienten in diesem Punkte das „Schuldig“ plaidirt. Allerdings besinnt er sich noch auf einige mildernde Umstände, eine Mühe, die er sich hätte sparen können; denn solche sind von unserer Seite längst zugegeben, wenn auch nicht alle die, welche er anführt, als solche anerkannt werden können. Daß innerhalb des Council noch Kanzelgemeinschaft mit Falschgläubigen stattfindet, kann nicht geleugnet werden; daß solche Praxis ein Unfug ist, steht so fest wie Gottes Wahrheit; sie zu billigen, wagt selbst das Council als solches nicht mehr, aber sie gründlich abzuthun, ihr auch die Duldung zu kündigen und diejenigen in Zucht zu nehmen, welche sich solchen Unfug zu Schulden kommen lassen, eben so wenig. Im Jahre 1877 pochte Dr. Seiß öffentlich darauf, daß die Einladungen der Doctoren Schmucker und Frey an reformirte Pastoren, auf ihren Kanzeln zu predigen, nicht, wie es das New Yorker Ministerium verlangt habe, verurtheilt worden seien, daß die Delegaten von New York sich aber nicht zurückgezogen hätten, und wenn die New Yorker auf ihrer Forderung bestanden hätten und auf beharrliche Weigerung auf Seiten des Council ausgetreten wären, wie es doch Pflicht gewesen wäre, wären sie heute nicht mehr im Council. Neun Jahre später erklärte derselbe Dr. Seiß öffentlich: „Die sogenannte Galesburger Regel, außer mit Einschluß dessen, das über die ‚Ausnahmen‘ gesagt ist, ist niemals vom General Council als solchem angenommen worden.“ Als noch später, wie ja auch unser Councilite recht gut weiß, zu Lancaster, Pa., ein Fall von verwerflicher Kanzelgemeinschaft vorgekommen war, da hat ja wohl niemand diese Handlung öffentlich vertheidigt. Aber wozu auch vertheidigen? Hat man den Sünder, der öffentlich Aergerniß gegeben hatte, deshalb öffentlich vorgenommen, zur Buße ermahnt, angehalten, sein Unrecht zu erkennen, zu bereuen, abzubitten, zu versprechen, er werde es nicht wieder thun? O nein. Oder hat seine Synode gethan, was das Council unterlassen hat? Auch nicht. Nun, solches Thun und Lassen den Beschlüssen auf dem Papier zum Trotz nennen wir dulden, und solche Duldung verwerfen wir, und damit könnten wir auch diesen Punkt als erledigt ansehen, wenn sich unser Ungnädiger nicht

noch aufs Mückenseigen und aufs Geschichtenerzählen begeben hätte; das soll er beides nicht umsonst gethan haben.

Also zunächst ad vocem Mückenseigen. In der angeführten Stelle aus Pastor Große's Buch finden sich nämlich drei Fehler; es sollte nämlich heißen Lancaster, Pa., anstatt Lancaster, Ohio; ferner 1878 anstatt 1876; endlich Dr. Thompson anstatt Dr. Thomßen; und wenn unser Gestrenger fragt: „Was ist nun mit solchen falschen Behauptungen . . . anzufangen?“, so antworten wir: die corrigirt man, wie Figura zeigt. Auffallend, oder auch nicht auffallend ist aber, daß unser Mückenseiger das Kameel wieder prompt übergeschluckt hat, indem er für die Sache, von der die Rede ist, und die doch wohl in Pennsylvania und im Jahre 1878 ebenso verwerflich war, wie sie in Ohio und im Jahre 1876 gewesen wäre, in diesem Falle kein Wort der Mißbilligung für nöthig hält, während er über die ungenauen Zeit- und Ortsangaben vierundzwanzig Druckzeilen lamentirt und ent-rüstet thut.

Nach dieser Leistung fährt der Kritiker fort: „Was das Predigen eines Dr. ‚Thomßen‘ in Dr. Krotels Kirche betrifft, so ist auch dies unrichtig. Ein solcher predigte nie in der betreffenden Kirche. Thatsache ist, daß die 1868 gegründete englische Trinitatis-Gemeinde in New York anfangs Winter die Kirche einer holländisch reformirten Gemeinde an der 21. Straße käuflich erstanden hatte. Der Prediger dieser reformirten Gemeinde hieß Alexander ‚Thompson‘. Und mit der hier gerügten Kanzelgemeinschaft hat es folgende Bewandniß: Nachdem die neue luth. Gemeinde die Kirche erworben hatte, bat Dr. Thompson, man möge ihm gestatten, eine Art Abschiedsgottesdienst in der Kirche zu halten. Diese Bitte wurde ihm gern gewährt. Warum nicht? Und dies ist die ‚Aufforderung‘, die Dr. Krotel an den reformirten Prediger ergehen ließ, ‚mit ihm in demselben lutherischen Gottesdienst zu amtiren‘! Herr Dr. Krotel ist zwar, wie man in St. Louis wohl weiß, kein besonderer Freund der Galesburg Regel, aber es würde schwer halten, einen Pastor zu finden, der dieselbe in der Amtsführung consequenter befolgt als er, und dies sollte man in St. Louis auch wissen.“

Woher hat wohl unser Apologet des Dr. Krotel seine Aufklärung darüber, welche Bewandniß es mit der „hier gerügten Kanzelgemeinschaft“ habe? Doch hoffentlich nicht von Dr. Krotel. Wir müssen nämlich gleich sagen, daß wir auch über Dr. Krotel besser informirt sind als sein Anwalt, daß es „mit der hier gerügten Kanzelgemeinschaft“ eine genau andere Bewandniß gehabt hat, als „G. u. Z.“ behauptet, und daß wir das mit Dr. Krotels eigenen Aussagen belegen können.

Als im Jahre 1869 der „Lutheraner“ aus einem Bericht eines Gliedes einer zum Council gehörigen Gemeinde mitgetheilt hatte, wie Dr. Krotel mit einem Pastor der holländisch-reformirten Kirche gemeinsam Weihnachtsgottesdienst gehalten habe, meldete sich zum Wort im Lutheran and Missionary ein gewisser Insulanus, in Civil auch Krotel genannt, um, wie er

sagte, den Sachverhalt darzulegen, und erzählte, wie am Heiligen Abend Dr. Thompson von der holländisch-reformirten Gemeinde erschienen sei, um dem Kindergottesdienst bei Dr. Krotel beizuwohnen, wie „Pastor Krotel“ ihn eingeladen habe, am nächsten Morgen wieder am Gottesdienste theilzunehmen, auch in demselben den Altdienst nach dem Church Book zu versehen, und wie zur Freude beider Pastoren und Gemeinden die gemeinschaftliche Weihnachtsfeier vor sich gegangen sei. „Pastor Krotel“, bemerkte Insulanus, „würde wahrscheinlich zugestehen, daß diese holländisch-reformirten Brüder gegen ihn und seine Gemeinde mehr brüderliche Freundlichkeit an den Tag gelegt haben, als von manchen gezeigt worden ist, mit denen er in allen Punkten lutherischer Lehre und Praxis, vielleicht mit Ausnahme einiger der vielbesprochenen vier Punkte, übereinstimmt. . . Der Pastor der Kirche zur heiligen Dreieinigkeit hat nie angetanzen, in- und außerhalb des General-Council schriftlich und mündlich auf seinem Rechte zu bestehen, irgend einen evangelischen Mann, von dem er überzeugt ist, daß er den Punkt, über welchen er seiner Gemeinde zu predigen hat, in Uebereinstimmung mit der Schrift und unsern Bekenntnissen vortragen werde, auf seine Kanzel zu lassen. Er glaubt, daß es viele sehr kostbare Lehren und Pflichten giebt, welche jemand, der nicht im lutherischen Ministerium steht, schriftgemäß darstellen mag, und er wird sich sein Recht wahren, einen solchen einzuladen, wenn immer es ihm beliebt, gerade wie er auf der Kanzel mancher anderen Denomination ein Zeugniß von Christo ablegen würde, die er mit gutem Gewissen betreten könnte. Sollte das General-Council oder die Synode, zu welcher er gehört, ihm gebieten, alle, welche keine Lutheraner sind, von seiner Kanzel auszuschließen, so würde er wahrscheinlich nach dem Grundsatz handeln, welcher von Lutheranern vor Luther, nämlich von Petrus und den andern Aposteln ausgesprochen worden ist, welche sprachen: Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen.“

Solche, und nicht die von „Herold und Zeitschrift“ angegebene Bewandniß hatte es also nach Dr. Krotels eigener Darstellung mit dessen Aufforderung an den reformirten Pastor, „mit ihm in demselben lutherischen Gottesdienst zu amtiren“, und so hat Dr. Krotel selber seine Stellung zu der Kanzelgemeinschaftsfrage definirt, und unser Council-Anwalt, der seinen Lesern vorgeschwätzt hat, eine Erlaubniß zu einer „Art Abschiedsgottesdienst“ hätten die Missouriier zu einer Einladung an einen reformirten Pastor zum Amtiren in einem lutherischen Gottesdienst aufgebraucht, hat also, um solchen, welche einfach die Wahrheit gesagt haben, eine Versündigung gegen das achte Gebot, eine Verleumdung nachzuweisen, selber zur Verleumdung greifen müssen. Das ist uns ein sauberer Bußprediger!

Doch unsere Leser werden müde. Wir sind sogar recht zufrieden, wenn sie uns so lange gefolgt sind, und nur noch ein kurzes Wort möchten wir ihnen für diesmal zumuthen. Es ist dies.

An einer Stelle, wo von der Kanzelgemeinschaft die Rede ist, sagt

unser Gegner Folgendes: „Könnte der Versuch gemacht werden, — der Mühe werth wäre es gewiß — daß die missourischen Pastoren einmal etliche Jahre lang unsre englischen und pennsylvanisch-deutschen Gemeinden bedienten, sie würden gewiß viel dabei lernen. Sie würden erfahren, daß man in der lutherischen Kirche nicht alles über Einen Kamm scheeren kann und vielleicht würden sie ausfinden, daß doch auch noch etwas Gutes an uns General-Concil-Leuten ist.“ Auf die letzten Worte kommt es uns hier an. Sie enthalten wieder eine Verleumdung der „missourischen Pastoren“, welche in denselben als so unwissend oder so unbillig, so schmählich, oder wie man es nennen will, hingestellt werden, daß sie erst noch zu lernen hätten oder wider besseres Wissen nicht anerkennen wollten, „daß doch auch noch etwas Gutes an den General-Concil-Leuten ist“. That-
sächlich verhält es sich so, daß in Missouri, auch in „Lehre und Wehre“, die langen Jahre her am Council und an einzelnen Personen, welche Glieder des Council sind, manches Gute erkannt und anerkannt worden ist. Mit Dank gegen Gott und mit aufrichtiger Freude ist es gemeldet und gerühmt worden, wenn man etwas sah oder hörte, worüber man sich freuen konnte. Wir kennen das Mittelalter der östlichen Synoden auch und wissen deshalb auch recht wohl zu schätzen, was durch Gottes Gnade in der neueren Zeit dort drüben geworden ist. Wir wissen z. B. recht wohl, daß ein Dr. Krauth nicht umsonst gelebt und gewirkt hat, und freuen uns darüber. Wir wissen, daß von da, wo ein Dr. Seiß und die Professoren des Council stehen, bis dahin, wo ein Quitman und ein Schober standen, ein Weg mit unterschiedlichen Stationen ist. Aber wir wissen auch, und Leute wie unser gegenwärtiger Demonstrator belehren uns immer auf's neue, daß von da, wo das Council jetzt steht, bis dahin, wo eine Körperschaft stehen muß, um den Namen eines lutherischen Kirchenkörpers mit voller Wahrheit zu verdienen, auch noch ein Weg ist; und daß das nicht übersehen und nicht vergessen werde, weder im Council noch draußen, dazu wollen wir das Unsere beitragen und bitten Gott, Er wolle unser Zeugniß segnen um Seines Namens willen.

A. G.

Dr. C. F. W. Walther als Theologe.

(Fortsetzung.)

Soll die Lehre von der Rechtfertigung rein bleiben, so muß endlich auch
vom Glauben

recht gelehrt werden. Dieser Punkt mußte schon im Vorhergehenden wiederholt zur Sprache kommen. So können wir uns hier auf die Hervorhebung einiger Hauptgedanken beschränken.

Walther erinnert daran, daß die Unkenntniß darüber, was der rechtfertigende Glaube sei, oder inwiefern der Glaube rechtfertige, in der äußeren

Christenheit weit verbreitet sei. Er sagt: „So viel auch alle christlichen Parteien vom Glauben reden, so haben doch die Wenigsten eine rechte Vorstellung vom Glauben und wie er rechtfertige.“¹⁾ Ja, es herrscht in Bezug auf diesen Punkt eine „wahrhaft babylonische Verwirrung“.²⁾ „Man redet so viel davon, daß allein der Glaube gerecht und selig mache, und wenn es zum Treffen kommt, will man nichts davon wissen.“ Sieht man nämlich genauer zu, so tritt zu Tage, daß man immer wieder Werke in den Artikel von der Rechtfertigung einmengt. Selbst wenn man dem Wortlaut nach die Werke von der Rechtfertigung ausschließt und das sola fide in den Mund nimmt, der Sache nach wird alles wieder zurückgenommen und der Grundartikel der christlichen Religion durchaus gefälscht, indem man den Glauben selbst zum Werk macht. Man will noch irgend einen Platz finden für die Thätigkeit des Menschen, durch welche er sich vor Andern auszeichnet. Diese Thätigkeit setzt man bald in seine Buße, bald in seine Bekehrung, bald in seine Heiligung, bald in den Glauben selbst.

Walthers Bemühen geht daher dahin, abzuwehren, daß nicht wieder der Glaube selbst, durch welchen die Rechtfertigung geschieht, in irgend einer Weise in ein Werk verwandelt oder dem Glauben eigene Werke, eigene Würdigkeit, eigenes Thun u. s. w. beigemischt werde. Walther führt immer wieder aus: „Wenn Gott von uns den Glauben fordert, so spricht er damit nicht: Wohl hat mein Sohn für euch genug gethan und die Welt erlöst, aber nun müßt ihr auch etwas thun; im Gegentheil steht es so: weil wir eben gar nichts mehr zu unserer Seligkeit zu thun haben, darum ist der Glaube nöthig.“ „Der Grund, warum der Glaube gerecht macht, und nicht etwas Anderes oder auch etwas Anderes, ist der, daß es von Seiten des Menschen nichts mehr zu thun gibt, sondern die Gerechtigkeit und Seligkeit für alle Menschen von Christo vollständig erworben ist und im Wort und Sacrament als Gabe dargeboten wird.“ Oder: der Glaube macht gerecht und selig, weil der Mensch auf keine Weise durch sein Thun, sondern umsonst, aus Gnaden gerecht und selig wird. Der Glaube kommt bei der Rechtfertigung als Gegensatz aller Werke und jeglichen Verdienstes in Betracht. „Wenn die Gerechtigkeit freilich nicht aus Gnaden wäre, dann müßte etwas Anderes zu ihrer Erlangung erfordert werden, nun sie aber aus Gnaden ist, so ist der Glaube genug, denn er ist nur ein Annehmen.“ Ja, insofern der Glaube das Annehmen der durch Christi Verdienst bereits vorhandenen und in der Verheißung dargebotenen Gerechtigkeit und Seligkeit ist, rechtfertigt er. Der Glaube umfaßt Wissen, Beifall und Zuversicht; aber nicht „weil er Wissen, Beifall und Zuversicht

1) Westf. Ber. 1875, S. 35.

2) Ber. der ersten Vers. der Synodalconf. S. 29.

(und somit eine bestimmte Qualität im Menschen) ist, rechtfertigt er, sondern insofern er das Medium ist, wodurch die vorhandene Gerechtigkeit angenommen wird.“ Nicht soll sich der Mensch durch den Glauben selbst der Gerechtigkeit und Seligkeit in irgend einer Weise erst würdig machen. So kommt der Glaube bei der Rechtfertigung nicht in Betracht, insofern er selbst ein Thun oder eine obedientia ist, noch insofern er eine innerliche Veränderung im Menschen bewirkt und selige Gefühle, gute Werke u. s. w. im Gefolge hat. Um den Gedanken, daß der Glaube nicht als eine Ergänzung der Gnade Gottes und des Verdienstes Christi aufzufassen sei, recht scharf auszudrücken, sagt Walther: „Wenn das Wort ‚Glaube‘ nie in der Schrift vorkäme, so lehrte sie doch dadurch, daß sie aus Gnaden um Christi willen selig werden lehrt, die Seligkeit durch den Glauben.“ Und an einer andern Stelle führt Walther aus: Wenn ich weiter nichts hätte als den Glauben, und nicht Christum (was freilich nicht möglich ist), so würde ich mitsammt meinem Glauben verdammt werden, denn nicht die That des Glaubens ist es, die mich Gott angenehm macht, sondern Christus ist es, und seine Gerechtigkeit, die ich mit der Hand des Glaubens fasse.¹⁾ Walther führte in dieser Verbindung gern den Ausspruch Calovs an, daß auch der Glaube selbst, insofern er Instrument ist, mit Recht nicht nur allen Werken des Gehorsams und der Gottseligkeit, sondern auch dem Glauben selbst, insofern er unser Werk und Act ist, entgegengesetzt werde.²⁾ *)

1) Bericht der ersten Synodalconferenz, S. 35.

2) Baieri Comp. ed. Walther III. p. 270.

*) Daß der Glaube bei der Rechtfertigung „nicht als Werk, sondern als Werkzeug“ in Betracht komme, führte Walther auch immer wieder in den bekannten „Lutherstunden“ aus. Als Anmerkung möge hier noch Folgendes Platz finden. Walther legt dar, daß der Glaube nicht rechtfertige, insofern er überhaupt etwas für wahr hält, sondern insofern er das Evangelium, daß Gott durch Christum den Menschen gnädig sei, glaubt. Walther sagte am 14. September 1877: „Wenn die Ungläubigen hören, daß in der christlichen Religion dem Glauben Gottes Gnade und Wohlgefallen und die ewige Seligkeit zugeschrieben wird, so denken sie gewöhnlich, es sei dies eben die Art aller Religionen, welche vorgeben, von Gott auf übernatürliche Weise geoffenbart zu sein, daß sie von ihren Anhängern vor allem Glauben an ihre der Vernunft widersprechenden Geheimnisse verlangen und denen, die dieselben glauben, dafür den Himmel versprechen. Vor Allem Glauben habe M u h a m m e d von seinen Anhängern gefordert, vor Allem Glauben der Stifter der M o r m o n e n s e c t e, vor Allem Glauben M o s e s, und so auch C h r i s t u s. Aber, denken die Ungläubigen, was könne Gott (wenn es ja einen Gott gebe) daran liegen, ob man etwas der Vernunft Widersprechendes glaube oder nicht? Was sei der besser und warum sollte der des Himmels (wenn es ja einen Himmel gebe) würdiger sein, welcher seine Vernunft mit Füßen trete, als wer sie gebrauche? — Aus allen diesen Urtheilen ersieht man, daß die Ungläubigen keine Ahnung davon haben, was eigentlich der Glaube sei, welchem in der christlichen Religion Gottes Gnade und die ewige Seligkeit zugeschrieben wird. Das bloße Fürwahrhalten dessen, was in der Bibel steht, ist nach unserer heiligen, christlichen Religion so wenig der

Und diese sorgfältige Absonderung des Glaubens von Allem, was Menschenthum und Menschenqualität ist, ist durchaus nöthig. Einmal deshalb, damit Christo seine Heilandszehr bleibe. Sodann auch deshalb, weil durch alle falschen Gedanken vom Glauben die Gewissen verwirrt werden. „Wie Viele“ — sagt Walther — „getrauen sich nicht zu glauben, weil ihnen der Glaube falsch (nämlich als eigenes Thun, gute Qualität, als *fides formata*, als Gefühl u. s. w.) dargestellt wird.“

Was Walther im Gegensatz zu alten und neuen Irrthümern in Bezug auf diesen Punkt ausführte, sei im Folgenden nur kurz angedeutet.

Ganz grob irren in der Lehre vom Glauben die Papisten, indem diese ausdrücklich sagen, der Glaube rechtfertige, insofern er eine gute Qualität, eine Tugend im Herzen der Menschen sei, welche die Liebe und alle guten Werke in sich schließe und aus sich heraussetze.

gerecht- und seligmachende Glaube, daß die Bibel vielmehr selbst sagt: ‚Du glaubst, daß ein einiger Gott ist: du thust wohl daran; die Teufel glauben es auch, und zittern.‘ Jac. 2, 19. . . . Das bloße Fürwahrhalten dessen, was die heilige Schrift sagt, ist also nach der Schrift selbst etwas, was auch der Teufel haben kann und daher nicht selig macht. Der Glaube, dem die christliche Religion die Seligkeit zuspricht, ist sonach etwas ganz Anderes. Es ist, mit einem Worte, wie die Schrift selbst sagt, ‚eine gewisse Zuversicht‘, ein ‚Auf- und Annehmen‘. (Hebr. 11, 1. Joh. 1, 12.) Gott hat nämlich das große Wunder seiner ewigen Liebe gethan, seinen eingeborenen Sohn in die Welt zu senden, ihn einen Menschen werden zu lassen, durch ihn aller Menschen Sündenschuld selbst zu bezahlen und so allen Menschen den durch die Sünde verderbten Himmel und die durch dieselbe verlorene Seligkeit wieder zu erwerben und endlich dieses alles durch Wort und Sacrament anzubieten und zu schenken. Was ist daher nun von Seiten des Menschen zu thun? Nichts, gar nichts; sondern Gott die Ehre zu geben und das Geschenk anzunehmen; und das und nichts Anderes ist der Glaube. Bei dem bloßen Fürwahrhalten fehlt das Annehmen und darum fehlt eben der wahre Glaube. Nimmt aber ein Mensch die in Wort und Sacrament allen Menschen und auch ihm angebotene Gnade und Seligkeit wirklich an und setzt er seine Zuversicht wirklich darauf, so hat er auch den wahren seligmachenden Glauben. Wer sich daher an dieser Lehre vom Glauben stößt, der stößt sich eigentlich nur an der Größe der göttlichen Gnade, an dem seligen Rathschluß der Erlösung, an Christo, dem Heilande der Welt. Wollte nun Gott, daß nur die Ungläubigen die rechte Lehre vom Glauben verwürfen! aber leider thun das ganze große Kirchenparteien.“ — Ueber denselben Gegenstand sagte Walther in einer anderen „Lutherstunde“: „Die christliche Religion fordert auch Glauben an ihre Göttlichkeit und Wahrheit. Aber dieser Glaube ist es keineswegs, welchem die christliche Religion die Seligkeit zuspricht. Wenn Christus spricht: ‚Wer da glaubet, der wird selig werden‘, so heißt das nicht: wer alles für wahr hält, was ich lehre, der wird selig. Es heißt das vielmehr dieses: Ihr Menschen seid von Gott durch die Sünde ab- und in eine ewige Schuld gefallen, die ihr nicht bezahlen könnt. Aber seid getrost, ich, der Sohn Gottes, habe eure Schuld bezahlt und euch dadurch Gottes Gnade und die ewige Seligkeit wieder erworben, und dies alles biete ich euch als ein freies Geschenk an. Wohlan, nehmt dieses Geschenk an, so ist euch geholfen. Und diese Annahme ist eben der Glaube, von welchem das Christenthum redet.“

Hier irren aber auch alle diejenigen, welche mit den Schwärmern den rechtfertigenden Glauben als eine Veränderung im Herzen des Menschen fassen. Freilich bringt ja der Glaube und er allein eine Aenderung im Herzen des Menschen hervor. Aber diese ändernde, heiligende Kraft ist nicht die Ursache, daß der Glaube rechtfertigt. Schreibt man dem Glauben in dieser Beziehung die Rechtfertigung zu, dann wird wiederum die Rechtfertigung, anstatt auf Christum, auf den Menschen selbst, nämlich auf das in dem Menschen angefangene neue Wesen, gegründet.

Ebenso ist es zurückzuweisen, wenn der rechtfertigende Glaube mit den Schwärmern als ein Ringen, Kämpfen um die Gnade aufgefaßt wird. Wohl ist es wahr, daß der Glaube ringt und kämpft. „Diejenigen irren sehr“, sagt Walther, „welche meinen, wir seien gegen eine ernstliche Gottseligkeit, wir verwerfen das Kämpfen, Beten und Ringen, Seufzen und Weinen; o nein! mancher von uns liegt vielleicht mehr auf seinen Knien, als diejenigen, welche sich damit Gnade verdienen wollen; nur dagegen sind wir, daß wir uns die Gnade erbeten, erseufen, erringen müssen.“ Der Glaube kommt bei der Rechtfertigung nicht in Betracht, insofern er ringt und kämpft, sondern insofern er in der Verheißung des Evangeliums beruht, insofern er die Herzenszuversicht ist, welche sich die Gnadenverheißung, die in dem hörbaren (Wort Gottes) und sichtbaren (Sacrament) Evangelio liegt, zueignet.¹⁾ Sagt Jemand, der Glaube rechtfertige, insofern er um die Gnade ringt und kämpft, so würde dadurch wieder „Gott alle Ehre genommen und eine heidnische Rechtfertigung, mit etlichen christlichen Lappen umhängt, aufgerichtet“.²⁾

Der Glaube ist aber auch mit den Schwärmern und den modernen Theologen nicht als eine Bedingung der Rechtfertigung aufzufassen, wenn man das Wort Bedingung in seiner eigentlichen und nächsten Bedeutung nimmt. Diesen Punct schärft Walther oft und sehr nachdrücklich ein. Zwar gesteht er zu, daß man sich dieses Ausdrucks wohl bedienen könne, wenn man von der Nothwendigkeit des Glaubens rede, oder einschärfen wolle, daß ohne den Glauben keine Rechtfertigung zustande komme. Aber man müsse dabei dann auch allen Mißverstand sorgfältig beseitigen, denn das Wort Bedingung, wie es gewöhnlich gebraucht werde, schließe eine Leistung in sich auf Seiten dessen, der etwas erhalten soll. Der Glaube kommt aber bei der Rechtfertigung nicht als Leistung, sondern als das Gegentheil aller menschlichen Leistung in Betracht. Der Glaube ist daher nicht die Bedingung, unter welcher wir gerecht werden, sondern die Art und Weise, auf welche wir der Gerechtigkeit theilhaftig werden, welche Gott uns (in Christi Auferstehung) längst geschenkt hat und im Wort des Evangeliums darbietet. Wohl heißt es in der Schrift: „So man von Herzen glaubt, so wird man gerecht.“ Aber die Partikel „wenn“ hat einen

1) Westl. Ber. '75, S. 22.

2) A. a. O.

doppelten Sinn. Sie wird entweder grundangehend (ätiologisch) oder die Art und Weise bezeichnend (sylogistisch) gebraucht. In der Predigt des Gesetzes: „Wenn du dieses thust, wirst du leben“, ist „wenn“ grundangehend, da der Gehorsam die Ursache ist, um welcher willen denen, die das Gesetz halten, das ewige Leben gegeben wird; aber in den evangelischen Verheißungen: „Wenn du glaubst, wirst du selig werden“, ist „wenn“ sylogistisch, denn es wird damit die von Gott festgesetzte Art und Weise der Zueignung bezeichnet.

Freilich, die modernen lutherischen Theologen brauchen mit Vorliebe den Ausdruck, daß der Mensch unter der Bedingung des Glaubens gerechtfertigt werde. Es kommt dies aber daher, daß die moderne lutherische Theologie durch und durch synergistisch ist. Sie nennt den Glauben „ein Thun unseres Ich“, eine hohe „sittliche That des Heilsaneignenden Willens“. Damit ist die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben thatächlich aufgegeben, wenn man auch sagt, daß der Mensch allein durch den Glauben gerecht werde. Das Wort „Glaube“ und somit auch die Ausdrücke „durch den Glauben“, „allein durch den Glauben“ haben einen ganz anderen Sinn gewonnen. Alle Synergisten müssen auch die Lehre von der Rechtfertigung fälschen, weil sie aus dem Glauben zugleich ein Thun des Menschen machen. Darum sagt Walther in Bezug auf den letzten Lehrstreit: „Auch jetzt (im Streit über die Lehre von der Befehrung und Gnadenwahl) handelt sich's um keinen andern Artikel als den von der Rechtfertigung. Die Frage ist jetzt: Wird der Mensch wirklich allein aus Gnaden gerecht und selig? Thut dies Christus allein oder liegt der Grund, wenn ein Mensch selig wird, im Menschen? Macht der Glaube darum gerecht, weil Christus bereits Alles gethan hat und wir also uns das nur anzueignen haben? Oder ist der Glaube das, was der Mensch von seiner Seite thun muß, ist der Glaube nöthig, weil auch von Seiten des Menschen noch etwas gethan werden muß?“ Die Reinerhaltung der Lehre von der Rechtfertigung für unsere Kirchengemeinschaft bezeichnete daher Walther auch wiederholt als die vornehmste Frucht des letzten Lehrstreites.

F. P.

Wissenschaftliche Theologie.

(Schluß.)

Unsere Leser sind ohne Zweifel, gleich uns, durch die Frage: ob etwas sei, durchaus nicht beunruhigt. Wir dürfen also sogleich an die Prüfung des auf die Gewißheit, ob etwas ist, gegründeten und uns so dringend empfohlenen Beweises der Dreieinigkeit Gottes gehen. Wir sehen dabei ab von dem Schmuck biblischer Wahrheiten, welche der Erfinder des Beweises mit dem seinem eigenen Verstande entnommenen Gedanken ver-

woben hat. Wir beginnen mit dem starken Erdgeschoß, das, wie er sagt, sich gleich auf dem Grund des festen Seins erhebe, mit dem Beweise des Einen Gottes. Es ist dieser.

Jeder Gedanke muß in etwas sein, sonst ist er nicht denkbar, er muß einen Ort haben, wo wir ihn uns vorstellen, also einen Raum, der ihn umgibt und umgrenzt, sonst ist er kein Bild, kein gegenständlicher, von anderen unterscheidbarer, Gedanke. Der erste Gedanke, dem noch kein anderer vorhergeht, ohne den wir keinen anderen Gedanken fassen noch vorstellen können, muß ebenso gewiß in etwas sein, worin wir uns irgend ein Bild von diesem nothwendigsten aller Begriffe machen können. Der Gedanke aber, welcher allen anderen Gedanken vorausgehen muß, welcher allein ohne jeden anderen Gedanken allein gedacht werden kann, der also selbst schon für sich all unser Denken und Begreifen des Geistes erfüllt, dieser erste und größte aller Gedanken muß auch den größten weitesten Raum zur Ausbreitung haben, worin er sich bewegt und darstellt, und das ist eben nach Begriff und Namen als Erstes er selbst, seine eigene immer umfassendere unendliche Größe, weil er ja nicht der erste Gedanke wäre, wenn schon ein anderer da wäre, in dem er sein könnte. Er muß eben in sich sein, ist also Eins. Der erste Gedanke ist Eins, sonst denken wir gar nichts. Eins, die Zahl der Zahlen, das Maß des Geistes, welches sich selber mißt, weil es in sich ist, das im Denken allein seine Grenze hat, das allein kann der erste Gedanke sein.

Schon bei dieser ersten Einführung wird uns klar, daß wir dieses Gebäude nicht beziehen können. Die Miethe ist zu theuer. Der Erbauer fordert offenbar von jedem, der sein Haus bewohnen will, daß er Verstand und Wahrhaftigkeit in die Schanze schlage. Der Einzug ist jedem unmöglich gemacht, der nicht den ersten Gedanken hat. Ohne diesen hält uns der Erbauer vielleicht nicht für unwürdig, als Pilze im Walde zu leben, nicht aber in einem Bau, den er nur für Wesen, die Gedanken fassen und vorstellen können, was ohne den ersten Gedanken unmöglich ist, errichtet hat. Nun nöthigt uns aber die Liebe zur Wahrheit das Zeugniß ab, daß wir Gedanken fassen und vorstellen konnten, schon ehe wir etwas von dem neuen Bau hörten, und daß wohl unsere übrigen Gedanken einen ersten Gedanken zum Vorgänger haben mochten, daß wir jedoch diesen ersten Gedanken, der allen unseren anderen Gedanken vorausgegangen ist, nicht mehr wissen und kennen; daß wir uns auch keine Gewißheit verschaffen könnten, falls es uns gelingen sollte, zum Zweck des Einfangens des ersten Gedankens uns im Geist genau in den Zustand des Augenblicks unserer Geburt zu versetzen, ob der sich dann zuerst einstellende Gedanke eine reine Wiederholung unseres wahrhaft ersten Gedankens sein werde oder nicht. Und ferner, daß wir auch von keinem solchen Gedanken in uns etwas wissen, der jedem einzelnen unserer Gedanken immer erst voranliefe, um ihm zur Geburt zu verhelfen. Wir müssen sogar bezeugen, daß unsere Einbildungskraft gar nicht im

Stande ist, im freien Raume unseres Verstandes das fertige Bild eines so wunderlichen Geburtshelfers, wie er uns beschrieben wird, aufsteigen zu lassen. Denn dieses Wunderbild soll nicht nur wie die anderen Gedanken, denen es vorausgehen muß, einen Raum in uns haben, der es umgibt und umgrenzt, weil es sonst undenkbar wäre, es soll zugleich auch dadurch von allen anderen Gedanken sich unterscheiden, daß es in sich, das heißt, von sich selbst umgeben ist. Was also außer diesem ersten Gedanken ist und ihn umgibt, das soll in diesem ersten Gedanken und von ihm umgeben sein. Der erste Gedanke besitzt also zwei deutlich unterschiedene Hörner des Einhorn, und das Bild, das wir uns von diesem nothwendigsten aller Begriffe machen sollen, ist nach Herrn Döderleins Definition das Bild eines Udings. Dieses Uding soll denn auch seiner Natur entsprechende Eigenschaften besitzen. Während es all unser Denken und Begreifen des Geistes erfüllt, soll es trotzdem auch noch alle anderen Gedanken nach sich ziehen, also für sie fortwährend leeren Raum da vorfinden, wo nur noch voller Raum vorhanden ist, und um seine eigene unendliche Größe immer mehr umfassen zu können, soll es in uns den größten und weitesten Raum zur Ausbreitung haben, um sich darin zu bewegen und darzustellen. Dieses Uding oder ersten Gedanken nennt nun Herr Döderlein Eins, denn Eins, sagt er, heißt: was in sich ist. Sehen wir zu, welche weiteren Forderungen, statt der Predigt der Buße und der Vergebung der Sünden im Namen Jesu, die wissenschaftliche Theologie an diejenigen richtet, welche sie sich erbietet zur Seligkeit zu führen.

Ist der erste Gedanke Eins, so kann das erste Wesen nichts anderes sein als das Eins. Eins heißt: was in sich ist, und das bezeichnet dieses Eins als ein bekanntes Wesen. Denn das Wesen ist nur die Erscheinung seines Gedankens. Können wir also keinen Gedanken fassen ohne Eins, so können wir auch kein Wesen wissen, ehe wir dieses Eins in der Welt der Wirklichkeit gefunden haben, wo wir sagen können: dies ist es, was ich immer zuerst denken muß. Das ist das Eins, das jedem bekannte, überall fühlbar nahe unsichtbare Wesen, welches wir überall finden und um uns haben, das alles, was ist, in sich schließt und zu einer Einheit zusammenfaßt, das aber eben deshalb selbst in nichts anderem sein kann, sondern in sich selber ist und immer weiter nur von seiner eigenen Größe umgeben wird.

Die Forderungen werden immer größer. Wie wir oben hatten zugeben sollen, wir könnten ohne Herrn Döderleins Eins gar nichts denken, so sollen wir jetzt zugeben, wir könnten kein Wesen wissen, auch wenn wir glühendes Glas berührten oder die erste Liebe im Herzen empfänden, ehe wir nicht dieses Eins in der Wirklichkeit in einem wirklichen Wesen gefunden haben. Er belehrt uns zwar, um uns das Finden zu erleichtern, daß wir die Erscheinung des Eins, des ersten Gedankens, überall unsichtbar, aber fühlbar, um uns haben. Aber wir dürfen doch wohl un-

feren Lehrer ernstlich fragen, durch welches Gefühl er inmitten der wirklichen Welt erfährt, daß ihn überall ein solches unsichtbares Wesen umgibt, welches nie in etwas anderem sein kann, als in sich selbst; wie er es fühlt, daß dieses Wesen alles, was ist, in sich schließt, ohne selbst darin zu sein und sein zu können, oder mit anderen Worten, wie er es fühlt, daß dieses unsichtbare Wesen alles, was ist, also auch alles Sichtbare, selber ist, und also wohl nur darum in nichts anderem sein kann, weil es nichts anderes gibt, als es selbst; wie er es fühlt, daß es immer weiter, also auch weit über Herrn Döderleins Welt hinaus, nur von seiner eigenen Größe umgeben wird. Denn fühlen muß er doch das alles, sonst hätte er ja selbst noch nicht in der Wirklichkeit ein solches fühlbar nahe Wesen gefunden, dessen Sein und Thun genau so ist, wie er es beschreibt, und die sogenannte Erscheinung seines ersten Gedankens hinge selbst nur als Spinnwebgewebe neben anderen Gespinnsten im Raum seines Denkens. Ist aber das angegebene Sein und Thun des Eins in der Welt der Wirklichkeit zu fühlen, warum ist der Verfasser nicht von diesem Gefühl ausgegangen, um jedermann durch das unmittelbare Fühlen vom Dasein Gottes zu überzeugen, anstatt daß er sich und andere vergeblich damit plagt, ein leeres Eins im Bewußtsein zu entdecken, das zuerst allen Gedanken vorauslaufen und sodann, sich umkehrend, alle Gedanken und alle Dinge in sich aufnehmen könnte? Aber dann hätte er freilich von einem Gott reden müssen, der nicht dem Selbstbewußtsein eines wissenschaftlichen Theologen entsprungen wäre, und hätte damit die hohe Ehre, ein wissenschaftlicher Theologe zu sein, eingebüßt. Denn wir leben in einer Zeit, in welcher das Christenthum dadurch zu Ehren gebracht werden soll, daß man christliche Ausdrücke und Aussprüche in neuen Gestalten der alten heidnisch-griechischen Theologie zu Worte kommen läßt, und die Menschen zu einem Christenthum zu verleiten sucht, das etwas ganz anderes ist, als das seligmachende Wirken des Heiligen Geistes durch das Wort Gottes. Es wäre darum wohl nicht zu beklagen, wenn ein moderner Orpheus diesen modern-griechischen Sirenen ein solches Lied in seine Laute singen könnte, daß man auch von ihnen berichten könnte: „diese warf die Flöte hinweg und jene die Leier; schwer dann seufzten sie auf, denn es kam ihr grauses Verhängniß, tragend beschiedenen Tod; und vom zackigen Hang des Geflüstes schwangen sie sich zur Tiefe des salzaufstrudelnden Meeres.“ Aber sucht denn der Verfasser nicht das Dasein des Einen Gottes, an den alle Christen glauben, zu beweisen? Sagt er nicht deutlich genug, daß er nur den Gott meine, der jedem bekannt sei? Antwort: Wir wissen aus der Schrift, daß seit dem Sündenfall der wahre Gott nur von Unmündigen, kraft gnädiger Offenbarung des Sohns, erkannt wird. Was die wissenschaftliche Theologie aus dem natürlichen, gottentfremdeten Menschenverstande als einen Gott herauszumeißeln unternimmt, ist ein Göze, auch unter dem Namen und Titel des wahren Gottes. Und je christlicher jezt diese heidnisch-theologische Wissen-

schaft redet, je größer ist die Gefahr, durch sie vom schmalen Wege der Worte Christi und der engen Pforte hinweggelockt zu werden. Folgen wir den weiteren Erklärungen des Verfassers.

Was in sich ist, ist vor allem an sich. Denn es kann nicht in sich, von sich umgeben, sein, ohne sich selbst zu berühren. Rührt es sich aber ringsum überall an sich, so muß es vor allem an seinem Mittelpunkt, dem Ausgangspunkt seiner Ausdehnung, an und bei sich sein. Ein Eins muß also nothwendig ein Selbst, Einer, eine selbstbewußte Person sein. Denn Eins heißt: eine Person, und jedes Eins ist ebenso an sich, bei sich, bewußt, wie wir bei der leisesten Bewegung in unserem Inneren sofort uns selbst finden, und überall uns wieder begegnen, weil wir an uns wie in uns sind. Eins also muß Einer sein. Ist aber jedes Eins Einer, muß es also an Einem Punkt, als dem Ort seines Ursprungs, an sich sein, so ist das Eins ganz und überall im ganzen Umfang seines unendlichen Daseins an sich. Es hat also nicht bloß, wie wir, Einen Mittel- und Ausgangspunkt seines Wesens, sondern jeder Punkt seines Seins ist gleichermaßen sein An sich, der Quell- und Ruhepunkt seines Bewußtseins. Das Eins, ohne welches nichts in der Welt sein kann, ist also nicht bloß das größte Wesen, sondern zugleich der hellste, sich überall gleich nahe, von einer Unendlichkeit zur anderen völlig durchsichtige Geist. Dieses Urwesen nennen wir mit Einem Worte Gott. Und dies ist unsere menschliche Gotteserkenntniß.

Es wird uns hier also weitere Erklärung über die Natur der Erscheinung des ersten Gedankens gegeben und gezeigt, weshalb sie Eins, Einer, der hellste Geist und Gott ist. Den klaren Blick bis auf den hellen Grund der Wahrheit, wie der Verfasser sich ausdrückt, erhalten wir durch das Verständniß des In sich. Dazu ist nur der folgende Apparat von Vorstellungen nothwendig. 1. ein Ringsum, 2. ein Punkt in der Mitte desselben, 3. eine Ausdehnung in diesem Mittelpunkt, 4. ein Ausgang dieser Ausdehnung aus dem Mittelpunkt, 5. ein Sichrühren des Ringsum, 6. ein Sichrühren des Mittelpunkts, 7. ein Berührtwerden des Mittelpunkts vom ganzen Ringsum, 8. ein Berührtwerden des ganzen Ringsum vom Mittelpunkt, 9. ein ununterbrochenes Verbleiben des Ringsum beim Mittelpunkt, und des Mittelpunkts beim Ringsum, 10. die Vorstellung, daß das Ringsum beständig der Mittelpunkt selbst und der Mittelpunkt beständig das Ringsum selbst ist, 11. die Vorstellung, daß die gesammte Bewegung des Mittelpunkts und des Ringsum, die nie rastende Ausdehnung innerhalb des Mittelpunkts, das beständige Ausgehen dieser Ausdehnung aus dem Mittelpunkt, das nie ruhende Sichrühren und gegenseitige An- und Berühren des Mittelpunkts und des Ringsum von diesen beiden geschieht, während sie nicht zwei sind, sondern Ringsum und Mittelpunkt dasselbe ist, 12. die Vorstellung, daß dieses Dehnen und Rühren das ist, was wir Bewußtsein nennen. Der Lehrer des ersten Gedankens hat es uns jetzt also möglich gemacht, mit

klarem Blick bis auf den hellen Grund des ersten Gedankens, des In-sich, des Eins, des Bewußtseins, und der Persönlichkeit Gottes zu schauen. Damit nun nichts diesen Blick trübe, beseitigt er zugleich etwaige Einwürfe, wie z. B. diesen: Es sei ein Selbstwiderspruch, Mittelpunkt und Umfang für eins und dasselbe zu halten. Er sagt: Auch die Weltkinder wissen, daß der scheinbare Widerspruch in den Dingen ihr Wesen ist, und daß Gegenpole sich anziehen. Wir wissen nicht, ob Herr Döderlein die Erkenntniß seines eigenen Wesens und Lebens, das er jedenfalls leichter als das anderer Dinge zu durchschauen vermag, in diesem Ausspruch niedergelegt hat. So viel wissen wir aber, daß die Gegenpole des Widerspruchs im Verstande sich nicht anziehen, sondern abstoßen, und daß im scheinbaren Widerspruch Gegenpole, die sich anziehen könnten, gar nicht vorhanden sind. Um dem neuen Lichte Eingang zu verschaffen, unterläßt der Verfasser selbst freundliches Zureden nicht. Er sagt: Man denke sich Eins getrost als einen Kreis, wo Mitte und Umkreis dasselbe ist, denn das heißt in-sich, und frage nur, woran wohl die erste Bewegung von innen rühre; sie kann an nichts anderes rühren als eben wieder an sich; sonst wäre Inhalt und Umfang nicht „eins“. Solche Freundlichkeit zu erwidern, könnte man sagen: Denken Sie sich, Herr Döderlein, getrost einen deutschen Gardisten von sechs Fuß Höhe, wo Fußsohle und Scheitel dasselbe ist, und indem die beiden sich berühren, der Gardist also in-sich und an-sich und bei-sich und Eins ist, sagen Sie uns, in welchen Begriff Sie die sechs Fuß Soldatendaseins verscharren wollen. Denn so lange diese, ebenso wie der Kreis, dessen Umfang im Mittelpunkt sitzt, nicht ehrenhaft versorgt sind, ist es uns auch moralisch unmöglich, Ihr Erdgeschöß zu beziehen, und Ihren vollkommenen Kreis, dieses vollkommene In-sich, An-sich und Eins als unseren Gott und Schöpfer anzubeten. Das kann auch Ihr Unwille nicht ändern, den Sie über diejenigen aussprechen, welche nicht zugeben, daß „jedes Eins Einer sei“. Sie sagen: „Wem diese Beschreibung des Bewußtseins gar zu anschaulich ist, als daß er den Schluß aus dieser äußerlichen Betrachtungsweise gelten ließe: Was eins ist, ist Person, der frage sich doch selbst, was er im Leben eins nennt; nichts als Person. Da kommt Eins, heißt nicht ein Licht oder Schaf oder Dorf, sondern ein Mensch, eine Person, die allein in-sich ist; und wenn die Polizei ein ‚Individuum‘, also ein untheilbares Eins bringt, so ist das auch kein Stock oder Hund oder Goldstück, sondern ein Selbst, eine Seele, eine verantwortliche Person. Eins muß Einer sein, das sollte sich von selbst verstehen; mich wundert, daß ich das erst sagen muß.“ Würden Sie, falls es nöthig wäre, es auch als wissenschaftlich nothwendig nachweisen, daß das, was jemand, in Folge der Aufforderung: eins zu singen, aus seinem Mund in die Luft haucht, nichts anderes sein könne, als eine Seele, eine Person? Trotz der wissenschaftlichen Erkenntniß, die Sie von jedem Eins und seinem inneren Wesen haben, würden wir Ihnen doch nicht zustimmen, wenn Sie die Polizei ver-

anlassen wollten, das Eins, das ein ungezogener Mensch dem anderen hinter die Ohren gegeben hat, wegen Eigens auf fremdem Eigenthum zur Verantwortung zu ziehen. Ueberhaupt möchte es uns bedünken, daß die wissenschaftliche Theologie auch durch die Vertauschung des Wassers mit dem Eins an Klarheit der Gedanken nur Einbuße gelitten hat.

Wir glauben durch unsere Darlegung des, dem menschlichen Verstande entnommenen, sogenannten Beweises des Daseins Gottes so viel von der neuesten Errungenschaft der theologischen Wissenschaft mitgetheilt zu haben, daß wir die Geduld des Lesers wohl nicht weiter in Anspruch nehmen dürfen, als höchstens für einen flüchtigen Blick auf das, was der Verfasser seinen noch schöneren, auf jenem Erdgeschoß sich erhebenden, himmelhohen Aufbau nennt, von dem man nicht nur die ganze Welt, vom Himmel bis zu den Menschen auf Erden, frei übersehen und verstehen könne, sondern auch den Einblick habe in das Leben Gottes, in das, was Er in seinem eigenen Wesen verborgen habe, was von Ewigkeit in seinem Schooß und in seinem Herzen vorgehe, woran Er selbst seine Lust sehe und als seine Lust genieße. Er meint seinen Beweis der christlichen Lehre oder der Dreieinigkeit Gottes. Der Beweis ist dieser:

Das Größte wie das Geringste, wenn es überhaupt etwas sein soll, muß drei Größen haben. Eins heißt in sich, Zwei heißt außer sich, Drei heißt mit sich. Das In sich ist Kraft, das Außer sich ist die Kraft mit ihrem Raum, das Mit sich ist Kraft, Raum und Zeit oder Trieb, die Mitte zwischen beiden. Keins dieser Drei ist, denn sie machen erst das Sein, und das geht so zu. Sie bilden einen geschlossenen Kreis, der erstens von sich ausgeht, nämlich als Kraft, oder als Punkt, der sich ausdehnt, um etwas haben zu können, zweitens sich gegenübersteht, nämlich als Raum oder als Umgebung, die dieser Ausdehnung gegenübersteht, um sich haben zu lassen, und drittens wieder zu sich zurückkehrt, nämlich als Zeit oder Trieb, um die Umgebung wirklich zu haben. In dieser Verbindung der beiden Pole oder Gegensätze, des Mittelpunkts und des Umkreises, hat jede Sache sich selbst, begreift sich selbst mit sich, ist also. Die Kraft ist die Sache oder die Möglichkeit, der Raum ist der Zweck, denn ohne ihn wäre nichts da, die Zeit ist das Mittel oder „der ewig treue Zug“, der das in der Kraft Verborgene nach außen treibt und das nach außen Getriebene zur Kraft hinzieht und so bei seinem Ursprung erhält. Herr D. hofft, daß durch diesen Unterricht uns jetzt endlich klar und gewiß geworden sei, woher alles kommt, wohin alles zielt und eilt und wodurch alles geht, entsteht und besteht.

Alles, was ist, hat Kraft, Raum und Zeit, um sein zu können. Eins dagegen, weil es das ist, was in sich ist, also nichts außer sich bedarf, muß Kraft, Raum und Zeit selber sein. Das einzige Eins, das wir auf Erden kennen, ist der Mensch nach seinem geistigen Wesen als Person oder denkende Seele. Alles, was er ist, muß er immer zuerst als Kraft

sein. Als Selbstkraft hat der menschliche Geist von selbst die Macht, sich rings um sich und in sich auszudehnen, wohin und soweit er will, in die Welt des Lichts und der Gedanken, bis über die Sterne achter Größe, wie in die tiefsten Geheimnisse eines anderen Geistes. Dieser größte, nach außen und innen unendliche, Raum in der Welt ist jedoch nichts anderes als innerer Selbstraum im Geiste, ist der Geist selbst in seiner sich selbst gegenständlichen Größe. Durch Ausbreiten der eigenen Kraft in seinem freien Raum ist der menschliche Geist auch ganz und wahrhaftig seine eigene Zeit, eine innerliche Zeit, die sich selbst eine Welt schafft.

Die drei allbekannten, alltäglichen Güter des Lebens und ewigen Gewalten, Kraft, Raum und Zeit, die auch in unserem täglichen Leben alles tragen und regieren, sind nichts anderes als die drei Personen der heiligen Dreifaltigkeit, Vater, Sohn und Heiliger Geist, die Offenbarung der drei großen Gegensätze, in denen sich die Liebe des ewigen Urwesens immer voller vollendet. Gott muß dreimal sein, um die vollkommene Liebe, der volle Genuß des Austausches und Gemeinhabens aller Freude zu sein. Da Gott das vollkommene Eins ist, so müssen in ihm Kraft, Raum und Zeit jede in sich vollkommen sein, also jede selbst für sich ganz allein ein Eins, ein Wesen, ein Ganzes bilden. Der Eine Gott ist also drei Eins, drei Personen. Der Vater ist die Allmacht. Er ist und hat Alles in sich, ist ganz in sich allein, in sich verborgen, ist der Punkt, in welchem die ganze Fülle der denkbaren Möglichkeiten beschlossen ist, welche er nur nach seinem ihm allein bewußten Willen und Gedanken zurückhält oder ausläßt, wohin und wie weit ihm gutdünkt, und so seine Größe in der Tiefe seines Urseins ohne Ziel und Ende zu immer weiteren Kreisen ausdehnt. Als der Denker, der alles ausdenkt, holt der Vater jeden Gedanken allein aus sich und gestaltet ihn in sich, ehe er in einem anderen denkenden Wesen auftauchen kann. Er kann jedoch nicht allein sein, denn als Kraft will Er einen Raum zu seiner Offenbarung haben, als Denker will Er Gedanken, um sein Herz daran zu weiden, und als der Denker will Er einen lebendigen Gedanken, dem Er seine ganze Gedankenfülle eingeben kann, um sie und damit sich wieder zu sehen, und doppelt selig zu sein. Er ist darum nothwendig Vater —. Der Sohn ist der sich selbst ausdehnende Raum der Selbstgestaltung. Er ist die, als das Licht sich selbst offenbarende, unendliche Ausdehnung, die als äußere Größe sich immer weiter um sich ausbreitet, um ihre vollkommene Fülle immer heller, immer herrlicher zu offenbaren. Aber indem Er, als offenes Abbild und Spiegel des Vaters, sich hoch über sich selbst erhebt und ausbreitet, findet Er immer nur sich als Umfang und neuen Ausgang seiner Ausdehnung. Weil alles in ihn kommt, ist Er das klarbewußte Ziel des Daseins, das alles nachdenkt, und muß sein ganzes Sinnen und Denken darauf richten, des Urdenkers Gedanken zu wissen und verstehen, um das in ihm Verborgene an sich darzustellen, und so, als des großen Denkers Gedanken und Wünsche voll-

kommen verwirklichender selbstdenkender Gedanke, ihm außen gegenüberzustehen. Da Er nur durch die Mittheilung des ganzen Lebens und göttlichen Wesens des allmächtigen Denkers sein kann, in welchem dieser seine ganze Gedankenfülle ausdenkt, so ist Er der eingeborene Sohn, dem der Vater alles gibt, was Er hat. — Der Heilige Geist ist die Zeit oder als das Eins, das alles thut, die Ewigkeit. Als Selbsttrieb ist Er die sich selbst immer neu zur Entfaltung treibende Bewegung, wodurch allein, indem diese Bewegung je länger je mehr an's Licht bringt, Gott erst der vollkommen große Gott in seiner vollendeten Herrlichkeit, die seine eigene Welt ist von Ewigkeit zu Ewigkeit, wird. Der Heilige Geist verbindet den Vater und den Sohn, indem Er, als Selbstbewegung alles bewegend, alles im Vater Verborgene an's helle Licht bringt, und je länger je schöner die Allmacht zu äußerer Gestalt und Erscheinung im Sohne bildet. Er muß deshalb als der Trieb und Weg, wodurch alles aus der Kraft in den Raum bringt, alles vom dunkelsten Punkt des Urgrundes bis zur hellen Erscheinung seiner im Sohn offenbarten Gedanken durchdenken, damit Er alles so verstehe und durchschaue, daß Er, als Offenbarungstrieb Gottes, auch in anderen denkenden Wesen alles grade so entfalten und entstehen lassen könne, wie es der Vater selbst aus seinem Inneren aufsteigen ließ. Da der Raum außer der Kraft ist, so würde Er die Gedanken der Kraft gar nicht kennen, wenn die Zeit sie ihm nicht sagte. Der Heilige Geist muß also nicht bloß den Raum klar bis auf den Grund durchschauen und verstehen, sondern auch den Einblick in seine Entstehung, und den offenen Blick über den ganzen Gang seines Werdens vom tiefsten Grund bis zur Höhe seiner Erscheinung haben, damit dem Raum, der alles wiedergibt, nicht grade die Hauptsache im Vater, der verborgene Quell aller Gottesgedanken, fremd bleibe. Da der Heilige Geist den Vater zum Gestalten seines Lebens in klaren Bildern der Gedanken treibt, ist Er die Lust des Denkens selber. Durch den Heiligen Geist, das ist, durch das Denken oder den Aeußerungstrieb, wird der Vater zum Sohn, die Kraft zum Raum, die Möglichkeit zur Wirklichkeit. Bei diesem Vorgang denken alle drei Personen immer dasselbe, sind also Ein Gott, aber der Vater denkt aus sich, der Sohn für sich, der Heilige Geist durch sich, und darum in und mit beiden; sie sind also drei verschiedene Personen. Die Zeit als ein Durchsich, also als ein Geist, ein von innen wirkendes Ansich, offenbart nichts anderes als die in ihr verborgene Ausdehnung. Als der Geist jedoch, als Ausdehnung der Kraft oder des Vaters durch sich, bringt die Zeit durch ihr Dasein in allen Dingen alles, was von Gott kommt, im Raum oder Sohn immer heller und reicher und herrlicher zur Anschauung des Vaters. Was den Frühling bringt als Zeit, ist nichts anderes als Gottes Geist der Herrlichkeit. Die Zeit ist das offenbarwerdende persönliche Denken Gottes, also die lebendige, persönliche Liebe des Vaters zum Sohn und des Sohnes zum Vater selber. Der Vater gibt dem Sohne die Zeit, das ist seinen eigenen Geist,

das Leben seiner Liebe, und damit den Spiegel seines Inneren in's Herz. Der Sohn, dieses äußere Bild Gottes vor den Augen des Vaters, blickt durch diesen Spiegel in des Vaters Herz, und wird durch ihn zur Liebe getrieben, zu Einer Liebe mit dem Geber verbunden, und damit zu Einem vollkommenen Wesen mit ihm vereint. Der Geist, der auch in der Ewigkeit als der Lebendigmachende persönlich vom Vater ausgeht, macht vor allem den Sohn als das Ebenbild der Kraft im Schooß des Vaters lebendig. Was der Vater in Ewigkeit gethan, will Er auch in Ewigkeit erhalten und mehren. Als der Eine will Er nur Einen; sein ganzes Sinnen und Thun geht auf nichts anderes, als den Sohn zu sehen und immer herrlicher zu seinem Ebenbild zu verklären, und dazu über ihn den Geist immer reicher und seliger auszugießen, damit der in ihm die gleiche Liebe erwecke. Der Geist, die offenbarte Liebe selbst, geht zum Sohn und von dem wieder zum Vater, um als Anziehungskraft und Einigungspunkt, an welchem sich beide begegnen und Ein Wesen sein wollen, beide zu Einer immer innigeren Liebe zu verbinden. Er ist der lebendige Austausch ihrer Gedanken und Gefühle, die Wesenseinheit, durch welche beide einen Gedanken, einen Willen, ein Leben haben, und darum nicht zwei, sondern ein Wesen sind, weil sie ein Trieb bewegt, ein Gott, weil sie ein Geist erfüllt, welcher als Einigungstrieb der beiden Pole der Ewigkeit selber der dritte im Bunde sein will. Indem auch der Sohn und der Geist nicht ihre, sondern allein des Vaters Ehre als Ursprungs alles Lebens suchen und mit ihrem Dasein beweisen, offenbaren die drei Gleichen durch ihre Dreiheit ihre ursprüngliche Einheit.

Damit glaubt der Verfasser den Grund zu einer „exacten“ Theologie gelegt und die christliche Lehre von Gottes Wesen wissenschaftlich bewiesen zu haben. Welches hohe Werk er damit ausgerichtet zu haben meint, zeigt seine Behauptung, daß Gottes Dreieinigkeit sich in drei Stufen uns Menschen immer heller und weithinleuchtender beweisen wolle: zuerst durch den Mund des heiligsten Lehrers der Wahrheit, dann durch das Dasein und Leben der größten Gemeinschaft auf Erden, der christlichen Kirche, und endlich jetzt durch den nothwendigen Schluß der strengsten Wissenschaft, da in unserer Zeit des möglichsten Zweifels es nicht mehr genüge, die Dreieinigkeit als altbewährte Lehre vorzutragen wie eine anerkannte Wahrheit; denn die Welt wolle ja eben etwas Neues, weil ihr das Alte sich überlebt habe. Dadurch ist denn Herr D. veranlaßt worden, seinen Geist auszudehnen, und zwar nicht über die Wälder und Ströme und Völker und geheimsten Gedanken und Anschläge der Clavenhändler im dunkeln Continent, oder über die Pole der Erdbachse, um Entdeckungsreisen mit ihren Mühen und Kosten fortan unnöthig zu machen; sondern über die ihn umgebende „klare Wirklichkeit“. Kraft dieser Ausdehnung ist es ihm gelungen, drei Nichtseiende beim Machen des Seins anzutreffen und dabei zu entdecken, daß das, was bisher pseudonym als „Bewegung“ be-

kannt war, die Zeit selber sei. In Folge der Ausdehnung dieses Forschergeistes gelangten die in ihm vorhandenen Wesen- und Bewußtseinbildenden Widersprüche in die drei Nichtseienden, und machten sie zu drei Einern, welche, mit dem Glanze von Schriftgedanken geschmückt und verherrlicht, nun ein Sein zu Wege brachten, das sich mit aller Lust des Denkens und Dehnens durch ewiges Wachsen und Werden aus geringen Anfängen zu großer und immer größerer Herrlichkeit hervorarbeitet. Damit hatte des Entdeckers Geistesausdehnung sich der Dreieinigkeit Gottes bemächtigt und wahrgenommen, wie es der Selbstausdehnung des in sich verborgenen Punktes der Möglichkeit oder der Allmacht, trotz all ihres Wünschens und Dehnens, doch nie gelungen wäre, einen unendlich großen und immer größer werdenden Raum als Ebenbild und Sohn vor ihre Augen zu stellen, käme ihr nicht die Selbstausdehnung der Zeit zu Hilfe; und wie der Raum, trotz all seiner unendlichen Selbstausdehnung, doch nie bis in die Kraft dringen könnte, ja gar nichts von seinem Vater wissen würde, wenn die Zeit ihm nicht alles sagte und zugleich eine Liebe zum Vater ihm einflößte, welche selbst nichts anderes ist, als die Selbstausdehnung der Zeit, die der Vater ihm geschenkt und die Er dem Vater wiederschenkt. Obwohl Herr D. sich für überzeugt hält, daß durch seine Darstellung Gott selbst unserer Zeit seine Dreieinigkeit leuchtender als je zuvor zur Seligkeit der Menschen beweisen wolle, so wissen wir doch aus Gottes Wort, welches allein die Menschen selig machen kann, daß die rechten Jünger Christi, die, wie Gott geboten, einerlei Rede führen in einem Sinn und in einerlei Meinung, jezt so wenig als je zuvor der Sünde sich schuldig machen werden, die Ehre des dreieinigen Gottes in Worten zu verkündigen gleich diesen: Der Kraft, der sei nun ewig Ehr, dem Raum, der ist der einig Herr, und dem Tröster, der Heiligen Zeit, von nun an bis in Ewigkeit. Selbst der Verfasser, der seine christliche Lehre gar nicht als aus der Schrift geschöpft angesehen haben will, würde es für Unverstand halten, wollten wir diese Lehre aus der Schrift widerlegen. Die Schrift hat überhaupt für ihn nur Werth als Urkunde der Kirche, aus welcher er, grade wie aus den Schriften der Heiden, nur solche Sätze zu verwerthen sich für berechtigt hält, welche ihm für seine Weltauffassung brauchbar erscheinen. Er will den Standpunkt des gefunden Menschenverstandes nicht verlassen, nur von diesem Standpunkt aus beurtheilt werden. So wollen denn wir neidlos seinen Ruhm von dem gefunden Menschenverstand eines der Größesten unter den Geistesgrößen des griechischen Alterthums, eines Euripides,¹⁾ verkünden lassen, welcher sagt: „Ohne Zagen sprech ich's aus: Die klug sich dünken, forschen nach der Dinge Grund, daß die der Thorheit ganz zuerst verfallen sind.“

R. L.

1) Οὐδ' ἂν τρέσας εἰποίμι, τοὺς σοφοὺς βροτῶν δοκοῦντας εἶναι καὶ μεριμνητὰς λόγων, τοῦτους μεγίστην μωρίαν ὀφλισκάνειν. Eurip. Medea 1186—1188.

„Neue Kirchliche Zeitschrift.“

(Schluß.)

Die Stellung der „kirchlichen Theologie“ der Gegenwart zur Schrift kennzeichnet noch ein anderer Artikel aus dem 1. Heft der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“, in welchem Prof. Dr. Hommel, ein Orientalist, sich über „Inscriptliche Glossen und Exkurse zur Genesis und zu den Propheten“ verbreitet. In dem bisher veröffentlichten ersten Theil weist der Genannte aus Inscripten nach, daß die Hebräer wahrscheinlich schon vor Mose, ja, noch ehe die Familie Jakobs nach Egypten kam, die Buchstabenschrift besaßen, daß also der Gebrauch derselben von Seiten Moses keineswegs der historischen Wahrheit widerspricht. Uns interessirt sonderlich das eine Urtheil Hommels, welches die Echtheit der fünf Bücher Moses betrifft. Das lautet also: „Doch ich glaube, es ist nicht so schlimm mit der Echtheit der vorprophetischen Litteratur bestellt. Allerdings die vorprophetischen Bücher jedes als ganzes genommen, ja, hier gibt auch Delitzsch zu, daß dieselben ihre letzte Gestalt erst in nachexilischer Zeit bekommen. Aber ich glaube zuversichtlich, daß wenigstens ein kleiner Grundstock der legislatorischen Bestandtheile auf Mose zurückgeht (viel mehr behauptet auch Franz Delitzsch nicht) und daß der größte Theil des jehovistischen Geschichtsbuches nicht dem ganzen Wortlaut, aber dem Inhalt nach in vordavidische Zeit zurückreicht.“ S. 66. Das ist so ziemlich der Durchschnittsstandpunkt der heutigen „kirchlichen“ Exegeten. Diese schreiben Mose einen kleinen Theil der levitischen Gesetze oder des sogenannten Priestercodez und etwa noch, wenn es hoch kommt, einen Theil des Deuteronomium zu, sprechen aber die Hauptmasse des Pentateuch, sonderlich die ganze in demselben enthaltene Geschichtserzählung Mose ab. Das Alte Testament bezeugt luce clarius, und Christus und die Apostel bestätigen dieses Zeugniß, daß „das Gesetz Moses“, das heißt, die fünf Bücher Moses, von Mose geschrieben ist. Solches Zeugniß hat für die heutigen Theologen, nicht nur die rationalistischen, sondern auch die „kirchlichen“, schlechterdings keinen Werth und Bedeutung mehr. Was nöthigt uns dann noch in aller Welt, dem, was die Schrift sonst bezeugt, z. B., daß wir in Christo Vergebung der Sünden und das ewige Leben haben, zu trauen und zu glauben? Die „positiven“, „gläubigen Theologen“ der Gegenwart nehmen den Christen allen Grund und Boden unter ihren Füßen hinweg.

Im 2. Heft der neuen Zeitschrift findet sich ein „Glaube und Dogma“ überschriebener Aufsatz von Lic. th. L. Stählin, eine Recension einer unter obigem Titel kürzlich herausgegebenen Schrift Prof. Raftan's. Raftan, ein Schüler und Gesinnungsgenosse Ritschl's, thut das alte Dogma, die ganze christliche Lehre, bei Seite und fordert ein „neues Dogma“. Ein

Satz aus Raftan's Schrift, den Stählin citirt, lautet dahin, daß „der Glaube nur etwas hilft, der dem ewigen Gott Recht gibt und sich dennoch behauptet in der Zuversicht, daß Gottes Liebe und Gnade, die uns in Christo geworden, größer ist als sein Dräuen und Zürnen“. Stählin bemerkt dazu: „Aber nicht allein diesen Ausdruck persönlichen Glaubenslebens haben wir zu respectieren.“ S. 73. Also ein „kirchlicher“, „gläubiger“ Theologe hat Respect vor dem „persönlichen Glaubensleben“ eines Mannes, welcher die Gottheit Christi und die stellvertretende Genugthuung Christi leugnet und bekämpft und also von Christo und Gottes Liebe und Gnade nichts weiß und wissen kann und mit diesen christlichen Namen nur ein loses Spiel treibt. Es bestätigt sich die traurige, erschreckende Wahrnehmung, daß die modernen „kirchlichen“ Theologen schier verlernt und vergessen haben, was eigentlich Glaube und Christenthum ist.

Im 3. Heft bringt die „Neue Kirchliche Zeitschrift“ einen Aufsatz von Pfarrer J. Kelber in München über „das kirchliche Bekenntniß und sein gutes Recht“. Der Verfasser betont, daß das Bekenntniß, er meint das lutherische, schriftgemäß und darum für die lutherischen Landeskirchen verbindlich sei, und daß die Diener der Kirche mit Recht auf dasselbe verpflichtet würden. Andererseits hebt er ebenso stark hervor, daß durch das Bekenntniß Fortschritt in der Heilserkenntniß, die neuere Entwicklung der kirchlichen Theologie nicht ausgeschlossen, daß die „Form der theologischen Erkenntnis des 16. Jahrhunderts nicht für alle Zeiten maßgebend“ sei, daß die neue „wissenschaftliche Methode“, die „wissenschaftliche Neugestaltung der Heilserkenntnis“ durch die Verpflichtung auf die Symbola nicht beeinträchtigt werden dürfe. Wie Kelber das verstanden wissen will, zeigt folgender Passus (S. 202):

„Ueber das Verhältnis des innergöttlichen Lebens der heiligen Dreieinigkeit zu ihrer im Laufe der Geschichte sich vollziehenden Offenbarung mag man verschiedener Meinung sein, nicht aber darüber, ob der Glaube der Christenheit an den dreieinigen Gott göttliche Weisheit oder menschliche Thorheit sei. Die Personeneinheit des Gottmenschen, das Verhältnis beider Naturen zu einander, die Art seiner Erniedrigung und ihr Verhältnis zur Erhöhung mag man lebendiger zu erfassen, tiefer zu durchdringen, bestimmter abzugrenzen suchen. Aber ob Christus Gottes Sohn oder nur ein Mensch sei, ist innerhalb der Kirche keine offene Frage. Ueber das Wie? der Versöhnung mögen vielleicht die Meinungen auseinandergehen, nicht aber darüber, ob sie überhaupt möglich oder nöthig sei. Ueber die Art des ewigen Lebens und seiner zu hoffenden Erscheinung mag man verschiedener Ansicht sein; nicht aber darüber, ob es ein ewiges Leben gibt oder nicht.“

Was den letzteren Punkt betrifft, will Kelber insonderheit auch der „eschatologischen Erkenntnis“ der Neuzeit Recht und Freiheit gewahrt wissen.

Die hier angedeuteten und ähnliche Fortschritte und Errungenschaften der neueren kirchlichen Theologie begreift hiernach Kelber in den Rahmen bekennnißgemäßer Lehre und Theologie. Da ist es nun zunächst, wie jeder Kundige sieht, eine *pia fraus*, wenn er die Sache so darstellt, als handle es sich hier bloß um Verschiedenheit der Form und wissenschaftliche Methode. Die Meinungen der neueren Theologen in den genannten Punkten unterscheiden sich dem Inhalt, der Lehrsubstanz nach von den Aussagen des lutherischen Bekenntnisses. Und zum Andern ist, was die neuere Theologie hier bietet, auch kein Fortschritt auf dem alten Grunde, keine bloße Fortentwicklung der Lehre des Bekenntnisses, sondern eine Lehre, welche der Lehre des Bekenntnisses direct widerspricht und durch das Bekenntniß ausgeschlossen ist. Die moderne Construction der Dreieinigkeit, z. B. der Subordinationismus eines Delitzsch, ist eine Verfehrung des *Symbolum Quicumque* in's Widerspiel. Die moderne Construction der Person Christi, z. B. die Kenose, wie sie Thomasius durchgeführt hat, steht im Gegensatz zu dem, was die Concordienformel im 8. Artikel *ex professo* von der *communicatio idiomatum* lehrt. Die Versöhnungslehre Hofmann's, aus welcher die stellvertretende Genugthuung ausgemerzt ist, widerstreitet schnurstracks dem, was Apologie und Concordienformel im Artikel von der Rechtfertigung von der Erlösung bekennen, die durch Christum Jesum geschehen ist. Der moderne Chiliasmus, welcher einer zukünftigen sichtbaren Herrschaft Christi und der Frommen in dieser Welt das Wort redet, ist durch den 17. Artikel der Augustana direct verurtheilt. Die Lehre von der Bekehrung, wie sie z. B. Frank in seinem „System der Wahrheit“ entwickelt, der Synergismus eines Luthardt gehört zu den Irrthümern, welche der 2. Artikel der Concordienformel verdammt. Ja, die neue Wahrheit ist nichts Anderes, als alter Irrthum. Die Lehre der Neueren von Kirche und Amt, wie wenig dieselben auch mit einander stimmen, stimmt nicht mit der Lehre der Schmalkaldischen Artikel. Kurz es steht factisch so, daß alle bekannten „kirchlichen“ Theologen der Gegenwart in fast allen Artikeln von dem festen Grund der lutherischen Symbole abgewichen sind. Gibt es auch nur einen theologischen Professor in Deutschland, welcher zu alle dem, was das lutherische Bekenntniß, von der Form, Methode, Beweisführung ganz abgesehen, *ex professo* lehrt, bekennt und verwirft, noch Ja und Amen sagt? Wir wüßten keinen. Was Kelber also von dem Recht, der Gültigkeit und Verbindlichkeit der lutherischen Symbole innerhalb der deutschen „lutherischen“ Landeskirchen sagt, ist alles Phrase, durchaus unwahr. Die deutsche „kirchliche“ Theologie thäte besser, thäte eine Sünde weniger, wenn sie offen und ehrlich heraus sagte, daß das kirchliche Bekenntniß unhaltbar sei, statt daß sie sich mit dem Namen des Bekenntnisses schmückt und mit den hergebrachten kirchlichen Begriffen so grobe Falschmünzerei treibt.

Vorstehende Proben werden unsern Lesern genügen, um sich über den Standpunkt der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ — und das ist überhaupt der Standpunkt der neuen kirchlichen Theologie — ein Urtheil zu bilden und um zu wissen, was davon zu halten sei, wenn sie vorgibt, sie stehe auf dem Boden der Schrift und des kirchlichen Bekenntnisses. Wir können nicht anders, wir müssen von unserm Standpunkt aus, bei unserer Stellung zu Schrift und Bekenntniß eine solche Theologie perhorresciren. Es besteht zwischen dem Lutherthum drüben und dem Lutherthum hüten ein tiefer, principieller Gegensatz. Wir müssen bekennen: Ihr habt einen andern Geist, als wir. Ja, der Geist, welcher die „kirchliche Theologie“ der Gegenwart durchweht, ist auch ein anderer Geist, als der die ersten Zeugen des Glaubens zur Zeit der Erweckung beseelte. Die deutsche confessionelle Theologie ist seit jener Zeit, sonderlich in den letzten Jahrzehnten, mit Riesenschritten rückwärts gegangen. Wenn sie nicht ganz im Sumpf versinken will, bleibt ihr kein anderer Weg offen, als des Worts des Herrn zu gedenken: „Gedenke, wovon du gefallen bist, und thue Buße!“ Offenb. 2, 5. Wir aber wollen uns ja davor hüten, wovor Frank auch warnt, daß wir „unsere Errungenschaft und unsere Leistung rühmen und selbstgenügsam dabei beharren“. Daß wir so stehen, wie wir stehen, ist pur-lautere, unverdiente Gnade Gottes. Gerade weil wir dessen gewiß sind, in Gott gewiß sind, daß wir die Wahrheit haben, die reine, ungeschälte Lehre der Schrift und des lutherischen Bekenntnisses, müssen und wollen wir immerdar wachen, flehen, beten und in Gottes Wort uns üben, damit wir halten, was wir haben, auf daß Niemand unsere Krone nehme.

G. St.

Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Die **Pennsylvania-Synode** hielt vom 29. Mai bis zum 3. Juni ihre 143ste Versammlung zu Bethlehem, Pa. Die Beamtenwahl ergab folgendes Resultat: Dr. Krotel, Präses; Past. J. M. Anspach, englischer, Past. G. Ph. Müller, deutscher Secretär; Past. J. K. Plitt, Schatzmeister. Ueber das Anstaltswesen der Synode wurde u. a. Folgendes berichtet. Im theologischen Seminar zu Philadelphia befanden sich im Laufe des Jahres 70 Studenten; von diesen haben 17 ihren Cursus absolvirt. Für den Unterhalt der Anstalt sind \$6868.31 erforderlich gewesen; für das neue Seminar sind \$92,639.02 eingegangen. Dr. Krotel hatte den Beruf zum Professor abgelehnt, und man beschloß die Besetzung der Professur der St. Johannis-Gemeinde auf nächstes Jahr zu verschieben. An die Stelle des Professor Dr. Mann, der des Hausvateramtes im Seminar entflohen sein wollte, trat als Hausvater Prof. Jacobs. Mühlenberg College zählte im verflossenen Schuljahre 143 Zöglinge und 22 Abiturienten. Die Fundierungsmittel belaufen sich auf \$132,850.64; denselben stehen aber noch auf der Anstalt lastende Schulden im

Betrag von \$55,138.17 gegenüber. Unterstützt wurden 35 Personen, die sich dem Predigamt widmen wollen, mit \$4603, nämlich im Seminar 20 Studenten mit \$2618 und im College 15 Schüler mit \$1985. Im Diaconissenhause sind 31 „Schwestern“, nämlich 12 Diaconissen, 8 Hilfschwestern und 11 Probeschwestern. Vom Germantowner Waisenhaus und Altenheim kam während der Synodalversammlung die Nachricht, daß der Schatzmeister der Anstalt den größten Theil der ihm zur Verwaltung anvertrauten Fundirungsgelder veruntreut habe; der Verlust wurde auf \$40,000 angegeben. Im Waisenhaus sind 74, im Altenheim 30 Personen verpflegt worden. — Eine Entscheidung des Präses, daß die „deutsche Konferenz“ nicht als gleichberechtigt mit den Districtsconferenzen Gemeinden in den Synodalverband aufnehmen könne, wurde von der Synode aufrecht erhalten. — Es wurde auch eine Committee eingesetzt, welche auf Mittel und Wege sinnen soll, die Herausgabe der Halle'schen Nachrichten, die wegen Mangels an Unterstützung liegen geblieben ist, wieder aufzunehmen und zu Erde zu führen. — Ueber Lehrverhandlungen ist in keinem der uns vorliegenden Berichte etwas gemeldet, und es wird in diesem Falle das argumentum ex silentio zutreffen, daß keine gepflogen worden sind.

A. G.

Die „Presbyterianerkirche in den Vereinigten Staaten“ hat in der zweiten Hälfte des Mai mit Spannung auf die Nachrichten gewartet, die von ihrer Generalsynode, welche vom 16. bis zum 27. in Saratoga, N. Y., versammelt war, hinaus zu den Gemeinden drangen. Sollten doch bei dieser Gelegenheit Berathungen gepflogen und Beschlüsse gefaßt werden über eine Angelegenheit, welche seit Jahren und sonderlich im jüngstverflossenen Jahre die Gemüther beschäftigt, auch in außerkirchlichen Kreisen als ein Zeichen der Zeit die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte: die Revision der presbyterianischen Bekenntnißschriften, zunächst der Confession of Faith. Im vorigen Jahre war ja von der Assembly die Doppelfrage an die Presbyterien gerichtet worden: „Wünscht ihr eine Revision der Confession of Faith? Und wenn, in welcher Beziehung und in welcher Ausdehnung?“ Auf diese Fragen waren von allen Theilen unsers Landes und über's Meer herüber die Antworten eingelaufen, und dieselben wurden nun von der Synode einer Committee übergeben, welche darüber Bericht erstatten sollte. Der Vormann dieser Committee war Professor Patton von Princeton Seminary, einer der entschiedensten Gegner der Revisionspläne, und nachdem man schon an den ersten Sitzungstagen ausführliche Verhandlungen über die Art und Weise, wie man jetzt und in Zukunft bei etwaiger Revision der Bekenntnisse verfahren solle, gepflogen und die Rechtsgrundlagen für das in solchen Fällen einzuhaltende Verfahren geschaffen hatte, kam am siebenten Tage der Committeebericht zur Vorlage. Derselbe enthielt zunächst eine sorgfältige Classification der von den Presbyterien eingelaufenen Antworten. Aus den 213 Presbyterien, welche stimmberechtigt waren, hatten fünf die vorgelegten Fragen einfach unbeantwortet gelassen; sieben andere hatten es ausdrücklich abgelehnt, sich bei der Abstimmung zu betheiligen; 133 hatten mit Ja gestimmt, 68 mit Nein; in zwei Presbyterien war Stimmengleichheit gewesen; zwanzig hatten erklärt, sie wollten die Art und den Umfang der Revision der General Assembly zur Bestimmung überlassen; 26 hatten die Abfassung eines neuen Glaubensbekenntnisses vorgeschlagen, das entweder an Stelle der alten Bekenntnisse oder als Ergänzung und Erklärung neben dieselben treten sollte; für ersteres waren zehn, für letzteres sechzehn Stimmen abgegeben. Fünfzehn Presbyterien hatten den Wunsch nach einem Glaubensbekenntniß ausgedrückt, das den Lehrconsens der reformirten Kirchen darstellen, aber nicht dem ferneren Gebrauch der bisherigen Bekenntnisse in den Weg treten sollte. Auch hatten von den 133 Presbyterien, welche für die Revision ge-

stimmt hatten, 66 angezeigt, daß sie keine Revision wünschten, welche das Lehrsystem der Confession of Faith alterirte. Ein Presbyterium hatte zwar gegen die Revision gestimmt, aber merkwürdiger Weise selber eine Aenderung an der Confession vorgeschlagen. — So war denn die Vornahme einer Revision des Bekenntnisses durch die Stimmenmehrheit beschlossen, und es fragte sich nun weiter, wie dieselbe vorzunehmen sei. Nach weiteren langen Verhandlungen wurde endlich beschloffen, daß eine Committee aus fünfzehn Pastoren und zehn Aeltesten die Empfehlungen, welche die Presbyterien in ihren Antworten auf die zweite der vorgelegten Fragen gemacht hatten, vor sich nehmen und der General Assembly des Jahres 1891 diejenigen Aenderungen und Verbesserungen der Confession, welche ihnen wünschenswerth erschienen, vorschlagen solle; doch wurde diese Commission zugleich dahin instruiert, daß sie keine Aenderungen oder Verbesserungen in Vorschlag bringen solle, welche in irgend einer Weise der Integrität des reformirten oder calvinistischen Lehrsystems, welches in der Confession of Faith enthalten sei, Eintrag thun würden. Diese Commission soll spätestens am 31. October 1890 zusammentreten und ihre Arbeit so emsig betreiben, daß sie im Stande sei, der nächsten Assembly pünktlich Bericht zu erstatten. Die von jener Assembly angenommenen Vorschläge sollen dann den Presbyterien vorgelegt werden, und wenn sie von zwei Dritteln der Presbyterien angenommen und von der darauf folgenden Assembly als angenommen erklärt sind, sollen sie in Kraft treten. Die Länge dieses Weges, den die vorgeschlagenen Veränderungen zu durchlaufen haben, ehe die Revision als geschehen gelten darf, ist ausgesprochenermaßen eine Errungenschaft der Anti-Revisionisten, während andererseits die Revisionisten nicht nur ihren Zweck als der Hauptsache nach erreicht ansehen, sondern auch schon ankündigen, daß der Revision der Confession of Faith die der Katechismen folgen werde. Und das ist auch, wenn die Welt noch einige Jahre stehen soll, das Wahrscheinliche; denn nicht nur haben die Befürworter der Revision die Oberhand, sondern man vermißt auch bei den Gegnern derselben die Festigkeit des Widerstandes, welche nöthig wäre, um den Strom aufzuhalten, den der Zeitgeist zu Thale wälzt. Als eine wichtige, den Revisionsfreunden ihre Sache stark reducirende Maßregel sehen die von der andern Partei die Instruction der Committee an, daß dieselbe keine Aenderung vorschlagen soll, welche das „reformirte oder calvinistische Lehrsystem“ beeinträchtigen würde. Aber auch darüber wird man hinwegkommen; denn die Grenze zwischen dem, das reformirt, und dem, das nicht reformirt ist, wird sich schwer ziehen lassen. Ein Obrard, der die calvinische Prädestinationslehre verwirft, schließt den Locus von der Gnadenwahl in seiner Dogmatik: „So steht die Thatfache fest, daß diese absolute Prädestinationslehre zwar innerhalb der Kirchen ref. Bekenntnisses ein Bürgerrecht theilweise erlangt hat, aber schlechterdings nicht Lehre der reformirten Kirche ist, daß vielmehr der Universalismus in der ref. Kirche als gleichberechtigt neben dem Particularismus steht. — Auch diese meine vorliegende Dogmatik ist daher mit ihrer Fassung der Prädestinationslehre eine orthodox-reformirte.“ Wo aber selbst in Absicht auf eine so hervorragende Unterscheidungslehre die einander widersprechenden Lehren „gleichberechtigt“ und das Verschiedenste „orthodox-reformirt“ sein kann, will die der Commission aufgelegte Beschränkung schließlich wenig sagen. Daß aber die Aenderungen, welche man vornehmen wird, von vorne herein und späterhin als orthodox reformirt, dem „calvinistischen Lehrsystem“ getreu dastehen, ist ja auch im Interesse der Revisionisten; denn davon können bei etwa vorkommenden Streitigkeiten die Rechtsansprüche auf Vermögen im Werthe von vielen Tausenden abhängen; dadurch wird der Gefahr eintretender Spaltungen vorgebeugt, und so hat denn auch die Partei, welcher

die Beschränkung als solche gelten soll, dieselbe ebenso wie ihre Gegenpartei einstimmig angenommen; das hätten Leute, welche gerade die „calvinische Prädestinationslehre“ aus der Confession entfernt sehen wollen, und die offenbar mit der Zeitströmung segeln, sicherlich nicht gethan, wenn sie hätten annehmen müssen, sie steckten damit selber den Pflock zwischen sich und ihren Zweck. A. G.

II. Ausland.

Franz Delitsch. Nachdem wir vor Kurzem den am 4. März d. J. erfolgten Tod des Dr. Prof. F. Delitsch gemeldet haben, lassen wir hier eine kurze Lebensskizze des Verstorbenen folgen. Delitsch wurde am 23. Februar 1813 in Leipzig geboren, besuchte daselbst die Volksschule und dann das Gymnasium, die St. Nicolaischule, und bezog im Jahre 1830 die Universität, wo er zunächst Philosophie studirte und in den Systemen der großen deutschen Philosophen Befriedigung suchte. Einer seiner Studiengenossen, der später als Pädagog bekannt gewordene Schütz, zeigte ihm den Weg zum Frieden, und als er Christum gefunden hatte, wendete er sich alsbald dem Studium der Theologie zu. „Vor Allem auf die Förderung und Vertiefung seines innern Lebens bedacht — so heißt es in einem Nekrolog der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ — trat er in einen Kreis gleichgesinnter Commilitonen ein, darunter der nachmalige Führer der lutherischen Synode von Missouri Ferd. Walther, ferner Bünger, Brohm, Löber, Fürbringer, Geier, Schieferdecker u. a., welche später ebenfalls Pastoren in der lutherischen Kirche Nordamerika's wurden. Mit ihnen studirte er die heilige Schrift, die dogmatischen und ascetischen Schriften der lutherischen Kirche, und versenkte sich so immer tiefer in ihre Anschauungen und ihr Bekenntniß. In der Widmung seiner Schrift „Vom Hause Gottes oder der Kirche“ setzte er diesem Freundeskreis noch im Jahre 1849 ein Denkmal dankbarer Liebe. Das gleiche Streben nach Förderung in der Heilserkenntniß und der Heiligung, welches ihn mit seinen studentischen Freunden verband, führte ihn auch zum Besuche der damals in Leipzig blühenden Conventikel. Es waren die Stillen im Lande, zumeist schlichte Handwerker, kleinere Kaufleute, untergeordnete Bedienstete, welche sich wechselseitig in ihren Häusern zum Studium des Wortes Gottes und zu gegenseitiger Erbauung versammelten. . . . Delitsch fühlte sich hier alsbald völlig heimisch. Vornehmlich mit Bezug auf das damals gepflegte christliche Gemeinschaftsleben sagte er noch als hochbetagter Mann: Die drei letzten Jahre meines akademischen Studiums 1832 bis 1834 waren die glücklichsten meines Lebens; sie waren der Duell meines geistlichen Lebens, die Tage meiner ersten Liebe.“ Vollen sieben Jahre, 1835—1842, widmete er dann ausschließlich, indem er als Privatgelehrter in Leipzig wohnen blieb, dem Studium der hebräischen Sprache und des Alten Testaments. Während dieser Zeit leitete er auch die gottesdienstlichen Übungen der Leipziger Conventikel, und bekundete seinen christlichen und kirchlichen Standpunkt in mehreren Schriften erbaulichen Inhalts, z. B. „Lutherthum und Lügenthum. Ein offenes Bekenntniß beim Reformationsjubiläum der Stadt Leipzig. 1839“, „Philemon oder von der christlichen Freundschaft. 1841“, „Wer sind die Mystiker? 1842“. Im Jahr 1844 erschien dann sein Beicht- und Communionbuch. — Nach so gründlicher Vorbereitung trat er 1842 in die Laufbahn eines akademischen Lehrers ein. Er habilitirte sich zunächst in Leipzig als Privatdocent und nahm, nachdem er eine Berufung nach Königsberg ausgeschlagen, weil er kein Glied der unirten Kirche werden wollte, im Jahre 1846 eine Professur in Rostock an. Vier Jahre später folgte er einem Rufe an die Universität Erlangen. „Ihr hat er — wie der schon erwähnte Biograph bemerkt — 17 Jahre lang bis Herbst 1867 seine beste Mannesraft gewidmet und nicht am wenigsten zu ihrer Blüthe und zu

ihrem Ruhm beigetragen. Aus weiter Ferne, aus Schottland und aus Griechenland, sammelten sich Studirende um ihn als ihren Mittelpunkt. Es war für den Entschlafenen eine Zeit fröhlichen Wirkens und Schaffens inmitten eines Kreises gleichgerichteter Kollegen.“ Ueber zwei Jahrzehnte hat er dann noch der Universität seiner Vaterstadt Leipzig gebient. „Dort strömte zu seinen Füßen eine noch weit größere Zahl Lernbegieriger zusammen. Jungen Theologen aus Großbritannien und Nordamerika hielt er an wöchentlichen Abenden Conversatorien in englischer Sprache.“ In Erlangen, wie in Leipzig, war er thätiges Mitglied des Judenmissionsvereins, dessen Zeitschrift „Saat auf Hoffnung“ er redigirte. 40 Jahre lang hat er an der Uebersetzung des Neuen Testaments in's Hebräische gearbeitet, welche bisher in 10 Auflagen gedruckt und in 60,000 Exemplaren unter den Juden verbreitet ist. Das ist unstreitig der größte Dienst, den Delitzsch mit seiner Sprachgelehrsamkeit Christo und seiner Kirche geleistet hat. — Seinen eigentlichen Auf hat sich Delitzsch durch seine biblischen Commentare erworben. Ein besonderer Anlaß bestimmte ihn, den Hebräerbrief zu commentiren. Er wollte die kirchliche Veröhnungslehre gegen die Angriffe Hofmanns aus der Schrift rechtfertigen. Im Uebrigen ist er in seinen litterarischen Werken seinem eigentlichen Fachstudium, der alttestamentlichen Exegese, treu geblieben. Während der Erlanger Zeit erschienen seine Commentare über die Genesis (1852) und über den Psalter (1859—60). Für den von Keil und Delitzsch herausgegebenen „Biblischen Commentar über das Alte Testament“ hat letzterer den Propheten Jesaias, die Psalmen, das Buch Hiob und die salomonischen Schriften bearbeitet. Die genannten Schriften haben alle mehrere Auflagen erlebt. Die Frucht seines Alters waren der „Neue Commentar über die Genesis. Leipzig 1887“ und die 4. Auflage des Commentars zu Jesaia, 1889, sowie „Messianische Weissagungen in geschichtlicher Folge. 1890“, wozu er das Vorwort noch sechs Tage vor seinem Tode dictirte. Es ist wahr, Delitzsch befundet sich in diesen seinen Schriften als Meister der hebräischen Sprache und als Gelehrter ersten Ranges. Der biblische Text und der Zusammenhang ist hier gründlich erörtert. Es ist keine trockene Exegese, die lebendige, frische Darstellung, die edle, gewählte Form und Sprache fesselt jeden aufmerksamen Leser. Aus manchen Parteen seiner früheren Commentare weht Einem auch ein warmer Hauch des Glaubens entgegen. Es finden sich da mannigfache Reminiscenzen aus jener seligsten Zeit seines Lebens, aus den Jahren 1832—1834. Trotz alle dem können wir aber Delitzsch nicht als einen Meister in der Exegese, in der Theologie anerkennen. Der Maßstab, den man billig an jeden christlichen Theologen anlegt, ist die Wahrheit. Und Delitzschens Schriftgelehrsamkeit und Theologie ist in vielen Stücken nicht in der Wahrheit bestanden. Er hat schon in seinen ersten großen Commentaren das Grundprincip aller gesunden Exegese „Alle Schrift von Gott eingegeben“ verleugnet. Die Schrift ist ihm wesentlich ein unter Gottes Beistand von Menschen verfaßtes Denkmahl der göttlichen Offenbarung, der Heilsgeschichte. Die drei unumstößlichen Facta, die Offenbarung, die Wunder, die Weissagung, will er dem Unglauben der Zeit gegenüber unbedingt festhalten. Aber er will andererseits den billigen Forderungen der modernen Bibelkritik gerecht werden. Er hat sich die unglückselige Aufgabe gestellt, die göttliche Thorheit mit der Weisheit dieser Welt, welche von unten her ist, welche aus dem Abgrund stammt, zu vermitteln. Weil er seine Vernunft nicht unter die Erkenntniß Christi gefangen nehmen wollte, weil er nicht in der Einfalt des Glaubens geblieben ist, so waren diesem großen Schriftgelehrten nun auch einfache biblische Wahrheiten verschlossen, welche jedes Christenkind aus der Schrift gelernt und erkannt hat. Delitzsch war, als er ein wissenschaftlicher Theologe geworden war, nichts weniger, als ein strenger Lutheraner, hat vielmehr in fast allen Artikeln die

specifisch lutherische Wahrheit, wie sie in den lutherischen Bekenntnisschriften dargelegt ist, gelehnet, gar bekämpft. Die Tiefe des erbfindlichen Verderbens war ihm verborgen. Er sah in dem natürlichen Menschen noch einen guten Kern, schrieb dem natürlichen Menschen aufrichtiges Verlangen nach dem Heil in Christo zu. Die überflüssigwängliche Gnade Gottes in Christo war ihm verschlossen. Die Befeh- rung galt ihm als gemeinsames Product der göttlichen Gnade und des menschlichen Willens. Der Glaube als „Triebkraft eines neuen Lebens“, das war ihm der rechtfertigende Glaube. Die schriftgemäße Lehre von der Gnadenwahl, wie sie die Concordienformel im 11. Artikel bekennet, war ihm vollends ein Räthsel, eine Thorheit, über die er auch spotten konnte. Die Kirche, und zwar die wahre Kirche, die Kirche im eigentlichen Sinn des Worts, definierte er als die Summa aller Getauften. Er war ein krasser Chiliafist und gab den kindischsten, abenteuerlichsten Schwärmereien Raum. Daß Delitsch bei diesem seinem kirchlichen Standpunkt, da sein Gewissen so wenig in Gottes Wort und Luthers Lehre gefangen war, zu alle dem stilleschwieg, was die sächsische Landeskirche, von welcher er ein membrum praeceipuum war, in den siebenziger Jahren dem lutherischen Bekenntniß zu Leide gethan, darf uns nicht Wunder nehmen. Gerade in den zwei letzten Jahrzehnten ist es mit seiner Theologie immer mehr rückwärts gegangen. In seinen letzten Schriften ist, wie die „Neue Kirchliche Zeitschrift“ urtheilt, „der neue kritische Standpunkt am durchschlagendsten zur Erscheinung gekommen“. Das heißt mit andern Worten, der Geist des Zweifels, und das ist der Geist der Lüge, hat immer mehr Gewalt über ihn bekommen. In seiner Auslegung des Predigers Salomo stellt er die Lebensweisheit des Predigers auf gleiche Stufe mit der Lehre Epicurs. In seinem ersten Commentar über die Genesis hat er schon das, was Mose geschrieben, Mose abgesprochen und zwei unbekannten Größen, dem Elohisten und Jehovisten, zugeschrieben. In dem neuen Commentar wird die Genesis vollends in tausend Stücke zerschlagen und die Inspiration auf den Weistand beschränkt, den der Geist Gottes demjenigen unbekannten Scribenten leistete, welcher die lückenhaften, einseitigen Quellschriften zu einem Ganzen zusammengearbeitet hat. Der biblische Schöpfungsbericht erscheint hier als „kosmogonische Sage“, freilich als die reinste, schlichteste Gestalt derselben. Bei der Erzählung vom Sündenfall wird dem Leser die Wahl freigegeben, ob er sie als mythisch oder als symbolisch ansehen will. „Das Reden der Schlange steht auf gleicher Linie mit dem Reden der Thiere in der Fabel.“ Von solchen Sätzen zum rationalismus vulgaris ist nur ein kleiner Schritt. In dem neuen Commentar über den Propheten Jesaias wird die im ersten Commentar für die Echtheit der zweiten Hälfte der jesaianischen Weissagung gegebene Beweisführung zurückgenommen. Es war gewiß kein guter Geist, der Delitsch antrieb, noch im Greisenalter in der Allg. Ev. Luth. Kirchenzeitung feierlich zu bekennen, daß er das Athanasianum, das Bekenntniß der Kirche zu Christo, dem wahrhaftigen Gott, nicht unterschreibe, und dann in einer Laienversammlung nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß sich im Alten Testament vielfach irrige Vorstellungen finden, gerade auch in articulis fidei, welche das Neue Testament corrigire. Ein trauriges Endresultat einer lebenslänglichen Beschäftigung mit dem Alten Testament! Wer Gottes Wort mehr fürchtet, ehrt und achtet, als Menschen und Menschenwitz, der kann nur mit Trauern und Herzeleid auf solch' eine Theologenlaufbahn zurücksehen, welche nach einem hell leuchtenden Anfang sich schließlich in so trübes Dunkel verliert. Der Apostel hat wohl Ursache gehabt, auch einen Timotheus, der von Jugend auf die heilige Schrift gelernt hat, ernstlich zu vermahnen: „O Timotheus, bewahre, das dir vertraut ist, und meide die eusebischen, losen Geschwätze, und das Gezänke der falsch berühmten Kunst.“ 1 Tim. 6, 20,

P. J. Th. C. Lehmuß, einer jener Zeugen aus der Erweckungszeit, welcher in den dreißiger und vierziger Jahren mit der Predigt von Christo die Nacht und Nacht des Nationalismus brechen half, welcher in Fürth in Bayern und in der Umgegend eine ansehnliche Gemeinde gläubiger Gotteskinder gesammelt hat, freilich später, als an die gläubigen Bekenner die Pflicht herantrat, von einer durch und durch verweltlichten, unlutherischen Landeskirche sich abzusondern, im Kampf nachgelassen hat, ist am 15. März d. J. im 84. Lebensjahr verschieden.

Lic. P. A. Müller, am 10. April d. J. in Leipzig gestorben, gehörte auch jenem Kreis gläubiger Studenten in Leipzig an, in welchem Walthers und Delitzsch den größten Einfluß besaßen, und verdankte sonderlich diesen beiden Freunden seine feste kirchliche Richtung. Er hat hernach als Religionslehrer der Fürstenschule in Grimma Segen gestiftet, wie wohl wenige deutsche Gymnasialprofessoren dieses Jahrhunderts, und viele im Unglauben herangewachsene Gymnasiasten für Christum und für den Dienst der Kirche gewonnen. Die Grimmaer Landeschule gehörte um die Mitte dieses Jahrhunderts zu den kirchlichen Lichtpunkten Sachsens und stand unter den sächsischen Gymnasien in ihrer Art einzig da, weil dort drei entschieden gläubige und einander eng befreundete, zugleich in ihrem Fach sehr tüchtige Männer, Müller, Palm und der Rector Wunder, die Jugend nicht nur in den classischen Studien, sondern vor Allem in der Furcht und Vermahnung zum Herrn erzogen.

G. St.

Prof. D. G. Kurz, weiland Professor in Dorpat, der Verfasser des bekannten Lehrbuchs der Kirchengeschichte, ist am 26. April d. J. in Marburg gestorben.

Moderne deutsches Lutherthum. „Um das Lutherfestspiel in entsprechender Weise aufführen zu können, ist in Zittau ein besonderes Festspielhaus in stattlicher Weise auf dem nachmaligen Lutherplatz erbaut worden. Der Bau umschließt einen dreischiffigen Theatersaal von 24 m Breite, 45 m Länge und 13 m Höhe. Drei Säulen auf jeder Seite stützen den mächtigen Bau. In die Halle hinein ragt an der Nordseite die Galerie, bestimmt für die Orgel und Glocken und den ansehnlichen Chor der Sänger und Sängerinnen. An der Südfront des Festspielhauses schließt die Bühne den Bau ab. Dieselbe gliedert sich in drei Theile. Es findet sich da die Vorderbühne, bestehend in einer eigenartig konstruirten Treppe mit zwei Treppentritten, auf denen der Herold und der Rathsherr ihre Rollen spielen und während der einzelnen Scenen ihre Plätze nehmen. Hierauf kommt offen, ohne jeden Vorhang, ohne jede Coullisse die große Bühne, auf welcher sich die Volksscenen abspielen, und durch einen seitwärts zu öffnenden Vorhang erscheint sodann die kleinere geschlossene Bühne für die engeren, gewissermaßen für die Familienscenen. Statt jeglicher Decoration ist die Bühne nur mit braunen Stoffen drapirt.“ (M. G. L. R.) Es steht zu erwarten, daß dieses Unternehmen sich gut rentiren und die Zittauer Spießbürger, welche sich sonst um die Kirche und Luthers Lehre wenig kümmern, in Schaaren heranziehen wird.

Ein Krebschaden des deutschen Volks. Das „Sächs. Kirchen- und Schulblatt“ schreibt: „Bekannt ist der Kampf gegen die Unzucht im Volke und die Bemühungen und Vereinigungen, dieser immer mehr um sich greifenden Pest einen Damm entgegenzustellen. Wie nöthig dieser Kampf ist und wie es gilt, das Volksgewissen wachzurufen, davon nur ein Beispiel, welches uns in diesen Tagen ein in die Hände fallendes militärisches Blatt lieferte. In Berlin erscheint ein deutsches Armeejournal. An der Stirn führt es das eiserne Kreuz mit der Umschrift: Vorwärts mit Gott für Kaiser und Reich. Auflage 36,000 Exemplare. Zu diesem Blatte erscheint als Beilage ‚Das Casino‘, Organ, Garnison- und Offiziersblatt für Offiziere des deutschen Heeres und der Kaiserlichen Marine. Auch dieses Bei-

blatt trägt das eiserne Kreuz und die obige Umschrift. Wir wollen nun keinen Nachdruck weiter darauf legen, daß sich in diesem Blatte Anzeigen wie die finden: „Reiche Heirathspartieen sofort für höhere Offiziere“, obwohl das Erscheinen solcher Anzeigen in einem Blatt für Offiziere seitens letzterer gründlich abgelehnt werden sollte. Das Traurigste ist, daß das Blatt eine ziemliche Anzahl schamloser Anzeigen bringt. So finden sich in Nr. 8 letzte Spaltseite nicht weniger als 13 Anzeigen für Damen, welche ihre Niederkunft in der Stille zc. suchen. Offiziersdamen lesen das Blatt gewiß nicht und suchen solche Einsamkeit nicht. Feldwebelfrauen auch nicht. Jene haben ihre eigenen schön eingerichteten Wohnungen, diesen fehlt zu solcher Einsamkeit das Geld. Man ahnt, für welche Fälle diese Anzeigen sind. Das Schlimmste findet sich in derselben Nummer S. 2, Sp. 3 unter der von allen anständigen Blättern gegenwärtig zurückgewiesenen Ueberschrift „Schutzmittel“! zc. Und das findet sich in Blättern für unsere Armee, welche vielleicht unbedenklich in die Kaserne, vielleicht auch in das Casino gelassen werden und die das Kreuz an der Stirn tragen und die Ueberschrift: Mit Gott für Kaiser und Reich. Welche Anklage ist das, wie viel muß da faul sein und was hilft es, den socialdemokratischen Blättern, die übrigens, so viel wir wissen, solche Anzeigen in ihren Spalten nicht dulden, die Thür der Kasernen zu weisen, während solche Blätter mit solchen Anzeigen freien Zutritt haben!“

Mönchsthum in Preußen. Die erst seit drei Jahren wieder zugelassenen römischen Orden zählen jetzt viel mehr Glieder, als vor dem Culturkampf, über 10,500 Mönche und Nonnen. Unkraut verdirbt nicht.

Baptisten in Deutschland. „Die Baptisten-Gemeinden in Deutschland zählen nach den Aufnahmen vom April d. J. 20,416 Mitglieder, gegen voriges Jahr nur ein Mehr von 673. Am stärksten ist die berliner Gemeinde gestiegen von 1376 auf 1654, also um 278 oder weit über ein drittel der Gesamtzunahme. Für Besoldung ihrer 171 Prediger, Aeltesten, Missionare und Colporteure sowie sonstige Gemeindegewerke brachten die 106 baptistischen Gemeinden des „deutschen Bundes“ mit 809 Stationen und 90 Kapellen die Summe von 300,474 Mk. auf. Das wäre seitens jedes Mitgliedes durchschnittlich etwas über 14 Mk. 76 Pf.“ (N. C. L. R.)

Die moderne Kritik in der Mission. Die „Deutsche Ev. Rztg.“ berichtet: Die in Europa auftretenden theologischen Strömungen der freien Richtung, welche sich auch in der Freien Kirche Schottlands ausbreiten, verpflanzen sich auch nach den anderen Welttheilen. Die Mission der schottischen Freien Kirche unterhält in Madras ein christliches Kolleg, welches eine Anzahl junger Leute ausbildet, die den höheren Ständen der Hindu-Gesellschaft angehören. Die Professoren dieser Anstalt lassen eine monatliche Zeitschrift erscheinen, welche ihre alten Schüler auf dem Laufenden über die Fortschritte in der Wissenschaft erhalten will. Das Januarheft dieses „Magazins“ hat nun einen Artikel über die moderne Kritik der heiligen Schriften veröffentlicht, in welchem der Verfasser, dem Vorgang vieler evangelischen Theologen der jetzigen Generation folgend, die definitive Redaction des Pentateuch in die Zeit Efras setzt und erst von diesem Zeitpunkt aus einen Theil der rituellen Vorschriften des jüdischen Gesetzes datirt. Dieses den modernen Hypothesen gemachte Zugeständniß seitens eines Missionars der Freien Kirche Schottlands hat einem Theil der in Indien lebenden Christen zum Anstoß gereicht und ihren Unwillen erregt. Der „Indische Zeuge“, welcher in diesem Lande die methodistische Episcopalkirche Amerika's repräsentirt, hat das „Magazin des Kollegs“ deshalb lebhaft angegriffen und „Der Wächter von Bombay“, der mit in diesen Kampf eingetreten ist, hat laut erklärt, daß, wenn Moses nicht mit seiner eigenen Hand den ganzen Pentateuch redigirt habe, „auch das Christenthum als Ruine zu-

sammen falle, denn wenn die Citadelle genommen sei, so wäre die ganze Stadt Zion preisgegeben durch die Feinde des Glaubens.“ Andere in England herauskommende Blätter sprechen es aus, daß die schottischen Professoren in Madras sehr unvorsichtig gehandelt haben, diese theologischen Streitpunkte in das Missionsfeld zu übertragen. Es darf freilich nicht vergessen werden, daß die Brahminen in Madras sehr gebildet sind, daß sich viele von ihnen mit den Büchern von Strauß und Renan beschäftigen und sich des europäischen Unglaubens bedienen, um die Unterweisung der Missionare in Mißkredit zu bringen. Das Missionskolleg in Madras kann also die von der modernen Kritik erhobenen Fragen nicht einfach ignoriren. So weit die „Deutsche Ev. Kztg.“ Die letzten Worte klingen fast so, als ob man dem europäischen Unglauben Zugeständnisse machen müsse, weil sich die Brahminen deselben zur Bekämpfung des Christenthums bedienen. F. P.

Aus der griechischen Kirche. „Am 10. April fand am griechischen Patriarchat zu Constantinopel eine große kirchliche Ceremonie statt. Es handelte sich darum, das heilige Chrisam zu weihen, was nur alle zehn Jahre geschieht. Dasselbe wird nach allen Staaten, wo die griechische Kirche verbreitet ist (mit Ausnahme Rußlands und Rumäniens), versandt. Die kirchlichen Handlungen begannen am 7. April und endeten am 10. April, dem griechischen Gründonnerstag. An diesem Tage legte unter Anwesenheit der Mitglieder der heiligen Synode der Patriarch im großen Prachtsaale des Patriarchats die Pontifikatskleider an und begab sich hierauf in Procession nach dem Gemache, wo das heilige Chrisam neu bereitet worden war. Den Umzug eröffneten die Diaconen und Chorsänger des Patriarchats, denen 24 der ältesten griechischen Geistlichen, alle Psalmen singend, folgten; hierauf kamen der Patriarch, die Mitglieder der heiligen Synode und mehrere angesehene griechische Persönlichkeiten Constantinopels. In der Kapelle angelangt, nahmen die 24 greisen Geistlichen 21 Urnen, in denen das heilige Chrisam früher aufbewahrt war, und gingen stets singend in die Kirche des Patriarchats, wo sie die Urnen zwischen zwei Mabafter-Urnen niederstellten. Dann begann die Weihung des Oeles, nach deren Beendigung die 24 Greise die Urnen in's Sanctuarium stellten. Hierauf folgte eine Messe, und dann wurden alle Urnen unter Procession in das Gewölbe eines für diesen Zweck erbauten Gebäudes in der Nähe der Patriarchats-Druckerei getragen; dort füllte der Patriarch in Gegenwart des Erzbischofs Joachim von Chalkedon mit eigenen Händen den Inhalt der Mabafter-Urnen und der anderen in zwölf große Urnen, welche versiegelt wurden. Das heilige Chrisam ist nach griechischem Ritus zubereitet, und zwar einem uralten Brauche gemäß aus 43 verschiedenen Pflanzen sowie 14 aromatischen Oelen und ungemischtem Wein; der größte Theil davon wird von den Gemeindegliedern geliefert.“ (A. E. L. K.)

Die australische Zweigsynode von Victoria hat bei ihrer diesjährigen Versammlung, 19. bis 21. März, über folgende echt lutherische Thesen verhandelt: „Das Verhältniß und die Stellung der evangelisch-lutherischen Kirche zu den übrigen Kirchengemeinschaften.“ I. Die evangelisch-lutherische Kirche ist nicht die Eine, heilige, christliche Kirche, die wir im dritten Artikel bekennen und außer welcher kein Heil und keine Seligkeit zu finden ist. II. Die evangelisch-lutherische Kirche bekennt sich aber zu der Einen heiligen, christlichen Kirche, weil sie zu derselben gehört und sich nie von ihr getrennt hat. III. Daß die lutherische Kirche zu der Einen heiligen, christlichen Kirche wirklich gehört, erkennen wir daran, daß sie Gottes Wort lauter und rein lehrt und die Sacramente nach Christi Einsetzung unverfälscht verwaltet. IV. Weil also die evang.-luth. Kirche in der innigsten Gemeinschaft steht mit der Einen heiligen, christlichen Kirche, so ist sie eine Kirchengemeinschaft, d. h. eine Gemeinschaft sichtbarer Menschen, in deren

Mitte sich die Eine heilige, christliche Kirche, die Gemeinde der Gläubigen, gewißlich findet. V. Die Gemeinde der Heiligen oder die Eine heilige, christliche Kirche findet sich aber nicht bloß in der lutherischen Kirche, sondern auch außerhalb derselben, wo immer noch das Wort Gottes wesentlich vorhanden ist, die Grundwahrheiten des Evangelii noch gepredigt und die Sacramente, zum wenigsten das Sacrament der heil. Taufe, der Einsetzung Christi gemäß verwaltet werden. VI. Solche Gemeinschaften heißen um deswillen ebenfalls Kirchengemeinschaften; sie unterscheiden sich aber von der lutherischen Kirchengemeinschaft dadurch, daß sie nicht in allen Stücken bei dem Worte bleiben und also dasselbe nur theilweise, d. h. in einzelnen Stücken rein bewahren, während die lutherische Kirche durch Gottes Gnade Sein Wort in **allen** Lehren der heiligen Schrift rein und lauter bewahrt hat, wie dies ihre Bekenntnisse beweisen. VII. Die lutherische Kirche ist daher die wahre **sichtbare** Kirche Gottes auf Erden, d. h. eine Kirchengemeinschaft, welche die von Gott gewollte äußere Gestalt der Kirche, nämlich die Rechtgläubigkeit derselben an sich trägt. VIII. Alle übrigen Kirchengemeinschaften sind irrgläubige, welche, obwohl unter Gottes Zulassung, doch nicht durch Seinen Willen, sondern durch die List und durch den Betrug des bösen Feindes entstanden sind und noch entstehen. IX. Die lutherische Kirche hält sich um deswillen von allen andern Kirchengemeinschaften abgesondert und kann in keinerlei Weise kirchliche Gemeinschaft mit ihnen pflegen. X. Dies geschieht aber nicht aus Hochmuth oder Lieblosigkeit, sondern im Gegentheil aus Demuth und Gehorsam gegen Gottes Wort, aus Furcht vor Gottes Born und Strafe und aus Liebe zu den Kindern Gottes, welche sich auch in den falschgläubigen Kirchengemeinschaften noch finden. XI. Eben um deswillen läßt es die lutherische Kirche bei der bloßen Absonderung nicht bewenden, sondern sie legt auch öffentlich und sonderlich in ihren Bekenntnissen und Privatschriften Zeugniß ab gegen die Irrthümer und verdammt dieselben entschieden, um durch solch Zeugniß die aus Unwissenheit Irrenden und Irregeleiteten zu überzeugen und zu bekehren von dem Irrthum ihres Weges. XII. Während alle übrigen Kirchengemeinschaften, namentlich die unirten, wenig oder nichts auf die Lehre geben, hält die lutherische Kirche mit ganzem Ernst und in erster Linie auf dieselbe und übt um deswillen auch in ihrer eigenen Mitte die in Gottes Wort geforderte Kirchenzucht. XIII. Wo es in einer sich lutherisch nennenden und lutherisch sein wollenden Kirchen- oder Synodalgemeinschaft an diesem Ernst in Bezug auf die Lehre mangelt, wo man die Bekenntnisse der luth. Kirche wohl im allgemeinen annimmt, aber nicht in allen einzelnen Theilen zur vollen Geltung bringen will, da ist eine solche Kirchengemeinschaft keine wahrhaft lutherische, sei es, daß sie es noch nie gewesen oder im Abfall sich befindet. XIV. In solchem Fall ist ein jeder wahrer Christ in ihr, dem seine Seligkeit am Herzen liegt und der sich nicht fremder Sünde theilhaftig machen, noch in den Abfall mit hineinziehen lassen will, nach Gottes Wort verpflichtet, Zeugniß für die Wahrheit abzulegen, zunächst mit dem Munde und, wo das nicht hilft, durch die That, d. h. durch das Verlassen einer solchen Kirchengemeinschaft, durch den Austritt aus derselben. XV. Gehört eine Synode, oder Gemeinde, oder ein einzelner Christ zu der wahren rechtgläubigen lutherischen Kirche, so ist ihr oder ihm dadurch eine unaussprechliche Gnade widerfahren, deren Verlustigmachen durch Abfall bei dem Einzelnen eine schreckliche Sünde in sich schließt, für welche er Buße thun muß, wenn er selig werden will.